

herausgegeben von:
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld

5. Jahrgang/Nr. 4 (2015)

AKTUELLE DEBATTEN DER GESCHLECHTERFORSCHUNG

Gabriele Dietze

Feminist Body Politics – Race, Gender und ‚Sexual Exceptionalism‘

Tomke König

Geschlechtersozilogie als reflexive Wissenschaftspraxis

Mechtild Oechsle

Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel:
Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen

Angelika Schaser

Im Mainstream angekommen? Strukturelle Prägungen der
Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen
Universitäten seit den 1970er und 1980er Jahren

Gerlinde Malli, Susanne Sackl-Sharif

Bewegung oder Stillstand?
Gender Studies in der reformierten Universität

TAGUNGEN DER KEG UND DER FG

BERICHTE AUS UNIVERSITÄT UND FACHHOCHSCHULE

VERANSTALTUNGEN

NEUERSCHEINUNGEN

VERSCHIEDENES

Impressum

IFFOnZeit

Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

5. Jg., Nr. 4, 2015

Website: www.IFFOnZeit.de

ISSN: 1868-7156

Redaktion: Lisa Krall und Dr. Birgitta Wrede

Layout: Alexander Elli, Olga Elli und Anke Kubitzka

Email: iffonzeit@uni-bielefeld.de

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte: Die Inhalte dieser Onlinezeitschrift sind mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte übernimmt die Redaktion jedoch keine Gewähr. Gem. §§ 5 und 6 Mediendienstestaatsvertrag und gem. § 8 Teledienstegesetz sind wir für eigene Inhalte auf diesen Seiten nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Diensteanbieter sind jedoch nicht verpflichtet, die von ihnen übermittelten oder gespeicherten fremden Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir diese entsprechenden Inhalte umgehend von dieser Webseite entfernen.

Haftung für Links: Diese Webseite enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir die entsprechenden Links umgehend von dieser Webseite entfernen.

Urheberrecht

Die Redaktion dieser Onlinezeitschrift ist bemüht, stets die Urheberrechte anderer zu beachten bzw. auf selbst erstellte sowie lizenzfreie Werke zurückzugreifen. Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Beiträge Dritter sind als solche entsprechend gekennzeichnet. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung der Autor_innen bzw. der Redaktion. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den nicht kommerziellen Gebrauch gestattet.

Datenschutz

Soweit in dieser Onlinezeitschrift personenbezogene Daten (Name, Anschrift oder E-Mail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies auf freiwilliger Basis.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Ansicht der Redaktion wieder.

Editorial

IFFOnZeit Nr.4

Liebe Leser_innen,

wir freuen uns Ihnen die neue Ausgabe der IFFOnZeit präsentieren zu können!

Das zurückliegende Jahr war für das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) ein überaus ereignisreiches: Zum einen mit dem Auszug aus der alten Heimat des IFF, dem Universitätshauptgebäude, und dem Einzug in die neuen Räumlichkeiten im Gebäude X, der seinen Abschluss mit dem Tag der Offenen Tür im August 2014 fand. Vor allem aber mit der Ausrichtung von gleich zwei bedeutenden Konferenzen im Februar 2015:

Mit der 13. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) sowie der 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (FG) kamen hochrangige und wichtige Vertreter_innen der Geschlechterforschung an die Universität Bielefeld. Auf den zwei nacheinander stattfindenden Konferenzen wurden facettenreiche Themen und Fragestellungen in angenehmer und produktiver Atmosphäre besprochen. Einen Überblick über beide Tagungen finden Sie in dieser IFFOnZeit.

Einen weiteren Schwerpunkt dieser Ausgabe bilden Beiträge zu aktuellen Debatten der Geschlechterforschung. Damit wollen wir die gerade an der Universität Bielefeld geführten Entwicklungsgespräche über Konzeptionen der Geschlechterforschung allgemein und speziell im IFF anregen. Hierzu konnten wir Artikel ausgewiesener Geschlechterforscher_innen einwerben, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit inhaltlichen Positionierungen und Aspekten der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigen. Wir freuen uns, hier auch Einzelbeiträge veröffentlichen zu können, die im Rahmen der Vorlesungsreihe „Exploring Gender“ entstanden sind, die das IFF im Wintersemester 2014/2015 in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Tomke König (Soziologie), Prof. Dr. Walter Erhard (Literaturwissenschaft) und Prof. Dr. Angelika Epple (Geschichtswissenschaft) veranstaltet hat.

Darüber hinaus finden Sie wie gewohnt Berichte aus der Universität und der Fachhochschule Bielefeld sowie Hinweise auf Veranstaltungen und Neuerscheinungen.

Auch für diese Ausgabe von IFFOnZeit gilt: wir haben uns gegen eine Vereinheitlichung der von den Autor_innen der Aufsätze genutzten unterschiedlichen Formen geschlechtergerechter Sprache entschieden, weil die verschiedenen Formen ihre Berechtigung haben.

Allen Beteiligten sei ganz herzlich für ihre spannenden und informativen Beiträge gedankt.

Wir wünschen beim Lesen viel Vergnügen und interessante Erkenntnisse!

Lisa Krall & Birgitta Wrede

Redaktion

Bielefeld, im Mai 2015

EDITORIAL

AKTUELLE DEBATTEN DER GESCHLECHTERFORSCHUNG

Gabriele Dietze Feminist Body Politics – Race, Gender und ‚Sexual Exceptionalism‘	6
Tomke König Geschlechtersoziologie als reflexive Wissenschaftspraxis	20
Mechtild Oechsle Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel: Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen	32
Angelika Schaser Im Mainstream angekommen? Strukturelle Prägungen der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten seit den 1970er und 1980er Jahren	45
Gerlinde Malli, Susanne Sackl-Sharif Bewegung oder Stillstand? Gender Studies in der reformierten Universität	52

TAGUNGEN DER KEG UND DER FG

Begrüßungen und Grußworte	60
Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Ilona Pache, Tanja Rietmann Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2015	67
Elaine Lauwaert Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies (FG) „Bewegung/en“	74

BERICHTE AUS UNIVERSITÄT UND FACHHOCHSCHULE

Sigrid Metz-Göckel Laudatio zur Verabschiedung von Mechtild Oechsle	79
Julia Kammann Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics	85
Stefanie Leinfellner Geschlechterforschung und feministische Bewegungen – ambivalente Verhältnisse?	88

PERSONALIA	93
VERANSTALTUNGEN	96
NEUERSCHEINUNGEN	101
VERSCHIEDENES	103

Neues zum Statistikportal: Gleichstellungsquote online berechnen
Gründung der „AG Perspektiven“ in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG)
Bewerbungsphase für den M.A. Gender Studies beginnt in Kürze

Gabriele Dietze

Feminist Body Politics – Race, Gender und ‚Sexual Exceptionalism‘

Im Folgenden werde ich mich nicht im klassischen Sinn mit feministischer Körperpolitik bezüglich Race und Gender beschäftigen, sondern mit unterschiedlichen Perspektiven auf rassisierte und vergeschlechtlichte Körper in neueren kritischen Parametern. Feministische Theorie wird neben Critical Race- und Queer Theorie dabei gleichwohl einen zentralen Platz einnehmen.

Motiviert wurde die Akzentverschiebung von zwei Fragestellungen, die mich in meinen letzten Arbeiten beschäftigt haben:

1. Erstens von dem Problem, dass, wenn vom Körper die Rede ist, dieser häufig mit einer Essenz, oder unhintergehbaren Materialität versehen wird. Solche Naturalisierungen sind zwar vielfach dekonstruiert worden, aber seltener in direktem Abgleich zwischen rassisierten und/oder vergeschlechtlichten Körpern.
2. Und als zweite damit verbundene Frage hat mich beschäftigt, dass angeblich ‚freie‘ Sexualität des Westens und ‚Toleranz‘ gegenüber Homosexualität immer mehr zu dem zentralen Marker geworden ist, vorgeblich ‚rückständige‘ Gesellschaften von aufgeklärten, entwickelten zu unterscheiden. Die queer feministische Theoretikerin Jasbir Puar nennt diese Entwicklung „Sexual Exceptionalism“, und eine Diskussion dieses Phänomens wird die zweite Hälfte meines Vortrags einnehmen.

Um dorthin zu leiten möchte ich Körper unter folgenden vier Zugängen betrachten:

1. Wie Körper aussehen – Visual Body Politics, Visibilität
2. Wie das Aussehen von Körpern diszipliniert wird – Körperdisziplin
3. Was Körper vermögen – Generativität und Reproduktivität
4. Was Körper performen – Sexualpolitik, Sexual Exceptionalism

Festzuhalten und vorauszuschicken ist, dass ich niemals davon spreche, was Körper *sind*, sondern davon, wie Körper betrachtet, behandelt und eingesetzt werden. Diese Aussage beinhaltet freilich nicht, dass die Materialität von Körpern verleugnet wird, oder keine Rolle spielt. Die feministische Wissenschaftstheoretikerin Karan Barad (2007) hat einmal in Abwandlung von Judith Butlers Buchtitel ‚Bodies that matter‘ gegen ein allzu dekonstruktives Verständnis von Wirklichkeit den Satz ‚Matter matters‘ (Materie spielt eine Rolle) formuliert. In diesem Sinne wird in jedem Falle von der Realität von Körpern ausgegangen, allerdings der Schwerpunkt darauf gelegt, was mit ihnen *gemacht* wird.

1. Wie Körper aussehen – Visual Body Politics, Visibilität

Ich beginne mit einer Anekdote, die ich einer aktuellen Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* entnehme. In den Sechziger und Siebziger Jahren machten in den Vereinigten Staaten die militanten Black Panther auf sich aufmerksam. Sie waren im Gegensatz zur Martin Luther King nicht dem zivilen Ungehorsam verpflichtet, um die Jahrhunderte alte Race-Diskriminierung zu bekämpfen, sondern sie waren militant und bereit, der weißen Suprematie auch mit der Waffe in der Hand entgegen zu treten. Die Hauptquartiere der Panther lagen in den Ghettos, und es war für weiße Journalist_innen nicht ungefährlich, sie aufzusuchen. Das erfuhr auch ein französischer Reporter auf der Suche nach einem Interview. Er wurde von einer Gruppe sich bedrohlich aufbauender Panthers umringt und grob gefragt, was er hier suche. Der Journalist antwortete kurz, wobei sein französischer Akzent deutlich wurde. Die Panther sagten darauf: ‚Der ist ja gar kein Weißer, der ist ja Europäer‘.

Hier sind wir an einem interessanten Problem der Sichtbarkeit. Zweifellos war der Franzose weiß nach Hautfarbe, aber er war für die Panther nicht kulturell weiß. Kulturell weiß zu sein bedeutet für sie, ein weißer Amerikaner zu sein und deshalb Mitglied und Profiteur eines Gewaltverhältnisses, das mit der Sklaverei beginnt, über die Segregation und die Verweigerung der Bürgerrechte fortgeführt wird und in rassistischer Diskriminierung, Ghettoisierung und Armut über die strukturelle Ungleichheit hinaus Gültigkeit hat. Der Franzose mag in Algerien oder später in den Vorstädten von Paris kulturell weiß sein, aber nicht im amerikanischen Ghetto.

Es ist damit eine Frage von Ort und Zeit und damit relational, was die Hautfarbe eines Körpers bedeutet, oder genereller gesagt, wann und warum Rassisierung stattfindet. Die sich als protestantisch verstehende Einwanderer-Nation USA hat neben den ermordeten und vertriebenen Native Americans und den ins Land verschleppten afrikanischen Sklav_innen auch andere Einwanderer_innen, insbesondere katholische und jüdische, eine Zeit lang wie eine andere ‚Race‘ behandelt. Das belegen berühmte Studien wie *How the Irish became White* von Noel Ignatiev (1994) und *How the Jew became White* von Karen Brodtkin (1995).

Ebenso wie unter bestimmten Voraussetzungen Schwarz und weiß offen für kulturelle Interpretation sein kann, kann auch unter den Bedingungen weißer Hegemonie die Frage von männlich und weiblich fragwürdig werden.



Quelle: <http://dlxs.lib.wayne.edu/iamaman/panel10>

Sie sehen Fotos aus einem Streik der Sanitärarbeiter in Birmingham. Alle Schwarzen Streikenden tragen das Schild ‚I am a Man‘. Sie wollen damit ihre Entschlossenheit verstärken und gegen das Image der Schwäche Schwarzer Männer zur Zeit der Segregation (amerikanischer Apartheid) entgegen. Der ebenfalls streikende weiße Mann findet es offensichtlich nicht erforderlich, seine Männlichkeit zu betonen. Sie ist ihm im bestehenden Machtverhältnis quasi natürlich gegeben.

Nehmen wir noch ein drittes Beispiel, das sich diesmal mit der angeblichen Sichtbarkeit von Geschlecht beschäftigt, nämlich die Kampagne *Men in Hijabs* 2009, über die Katajun Amirpur in einem Aufsatz Auskunft gibt. Während der sogenannten ‚Grünen Revolution‘ war der Student Magid Tavakkoli, der auf dem iranischen Studententag eine flammende Rede gegen den Wahlbetrug gehalten hatte, nach seiner Verhaftung vom Geheimdienst gezwungen worden, sich in Shador ablichten zu lassen. Mit dem Bild sollte unterstellt werden, er habe sich in Frauenkleidern aus dem Land schleichen wollen und sei somit kein Mann. Daraufhin bildete sich die Kampagne ‚Men in Hijabs‘, bei der sich viele Iraner im Land und im Exil aus Solidarität im Shador abbilden ließen.



Quelle: <http://islamizationwatch.blogspot.de/2009/12/iranian-men-in-black-hijab.html>

Quelle: <http://latimesblogs.latimes.com/babylonbeyond/2009/12/iran-attempt-at-hijab-humiliation-sparks-global-backlash-against-tehran-authorities-.html>

Nun ist aus feministischer Perspektive diese Kampagne zunächst nicht ohne Ambivalenzen. Denn die meisten sich solidarisch erklärenden Männer übernahmen unkritisch die Vorstellung, dass, sich als Frau kleiden zu müssen, eine ultimative Demütigung sei und verstanden ihre Aktion auch als performative Selbst-Demütigung, ohne dass dabei die unterdrückte Lage der Frauen selbst kritisch in den Blick kam. Interessant ist aber, dass im Laufe der Kampagne dieser Widerspruch fühlbar und erkannt wurde, nämlich dass Geheimpolizei und Rebellion von der gleichen falschen Voraussetzung ausgingen, nämlich, dass Frauen wertlos seien, und damit, einen Mann zwangsweise zur Frau zu verkleiden, diesen demütigen würde.

Der Text unter dem Gruppenbild stammt aus einem zeitgenössischen Blog und ist ein imaginärer Dialog mit der Geheimpolizei: „We'll humiliate you by dressing one of your friends as a woman! Oh Yeah? Now we are all dressed like women. And anyway what's so bad about Women?“ Über das strategischen Einsetzen des Sichtbarkeitsmarkers Frau durch den Geheimdienst konnte mit einem Male ‚gesehen‘ werden, dass Frau (Frauenkörper) im gesellschaftlichen Diskurs Zeichen für Unterlegenheit und Wertlosigkeit waren.

Es geht hier um die *Ambivalenzen der Sichtbarkeit* (so auch der schöne Titel eines klugen Buches von Johanna Schaffer 2008). Man sieht nicht unbedingt, was man sieht, sondern man nimmt wahr, was man weiß. Oder um eine exzellente Formulierung von Silke Wenk aufzunehmen: „man sieht, was einem zum Sehen gegeben“ wird (Wenk 2008). Damit im NS die Juden und Jüdinnen sichtbar wurden, heftete man ihnen einen Stern an.

2. Wie das Aussehen von Körpern diszipliniert wird – Körperdisziplin

Vergeschlechtliche und rassisierte Körper unterliegen historisch und lokal unterschiedlichen Regimen, die ein spezifisches Aussehen erfordern. Die feministische Theorie hat einen großen Korpus von Literatur hervorgebracht, die gegenwärtige westliche Schönheitsideale als Disziplinierungstechniken zum Nachteil aller Frauen analysieren. Susan Bordo hat sich mit *Unbearable Weight* (1993) dem Imperativ, schlank sein zu müssen, beschäftigt. Sara Lee Bartky hat in *Femininity and Domination* (1990)

in der Nachfolge von Foucault und seiner Idee des Panoptismus (der Vorstellung des disziplinierenden Gesehen Werdens ohne dass man weiß, ob tatsächlich jemand schaut) den weiblichen Körper als „gelehrigen/gehorsamen Körper“ beschrieben, der sich nach einem imaginären männlichen Blick zurichtet (schminkt, trimmt, kleidet und einen entsprechenden Körperhabitus der Verführung entwickelt). Naomi Wolff hat im Bestseller *The Beauty Myth* (1991) errechnet, wie viel Kosten und Aufwand weibliche Karrierefrauen (im Vergleich mit ihren männlichen Kollegen) mit Frisur, Make-Up, Kleiderkauf, Fitness-Studio treiben müssen, um konkurrenzfähig zu sein.

Längst ist inzwischen erkannt und problematisiert worden, dass auch Männer zunehmend in die Regime visueller Perfektion hineingezogen werden. Hierbei ist auf eine Besonderheit des Schönheitsregimes hinzuweisen, das sowohl auf Frauen wie auf Männer zutrifft, nämlich die Anforderung den Geschlechtsunterschied optisch zu betonen. So wie Frauen sich genötigt sehen ihre Brüste zu vergrößern, bestehen häufige Eingriffe bei Männern darin, Brustbindegewebe, das als weiblich wahrgenommen wird, zu entfernen oder Aps (Muskelstränge auf dem Torso) herausmodellieren zu lassen. D.h. die konventionellen visuellen Regime sind Unterscheidungsmaschinen, die immer wieder Hypermaskulinität und Hyperfeminität als Leitdifferenz herstellen. Und eine ganze Industrie von Frauen- und Männermagazinen ist obsessiv und erfolgreich damit beschäftigt, diesen Leitdiskurs als innerstes Bedürfnis der ‚Schönheitshandelnden‘ (Nina Degele) zu verankern.

Die Darstellung sexualisierter Geschlechtsdifferenz ist allerdings nicht das einzige Normgefüge, das die Schönheitsvorstellung strukturiert. Sie hat auch eine geopolitische Dimension, das als schön gilt, was dem Globalen Norden am nächsten kommt. Asiatinnen unterziehen sich Lidfaltenkorrekturen und lassen sich operativ vergrößern. Sehr problematisch ist auch in Afrika und in den Amerikas das Aufhellen der Haut mit krebserzeugenden Tinkturen. Die Versuche, ethnische Markierungen unsichtbar zu machen, haben übrigens eine lange Geschichte, wie Sander Gilman in einer Geschichte der kosmetischen Chirurgie entwickelt hat. Schon im vorletzten Jahrhundert ließen sich Juden die Nase begradigen, um weniger erkennbar zu sein.

Ich möchte und kann in diesem sehr großen und gut erforschten Feld der Geschlechtsdifferenz-, Schönheits- und Weißheitsregime nicht länger verweilen. Mir war in diesem kurzen Streiflicht nur wichtig, festzuhalten, dass Körper plastisch sind und für unterschiedliche Regime in differenter Form zugerichtet werden. Es geht dabei nicht darum, welche Unterschiede inszeniert werden, sondern darum, dass Unterschiede inszeniert werden. Über die Binaritäten männlich-weiblich, schwarz-weiß (oder besser rassisiert-neutral) wird Macht implementiert. Diese Differenz ist strukturierend für Patriarchat und Race-Hierarchie.

In diesem Zusammenhang bilden transgeschlechtlich/transgender inszenierte Körper ein besonderes Problem. Sie fordern eine Machttechnik (mit Foucault würde man von Biopolitik reden) heraus, die über eine hierarchisierte Differenz von zwei Geschlechtern strukturiert ist. Ich möchte das mit einer kurzen Überlegung zu Conchita Wurst illustrieren. Nach dem eventkulturellen Sieg der Kunstfigur stellte sich eine gewisse Verlegenheit und Sprachlosigkeit ein. Was gewusst werden wollte, aber was sich niemand so recht zu fragen traute, war das Geheimnis um Conchitas ‚wahres‘ Geschlecht. Hatte sich Conchita geschlechtsverändernden Operationen, Hormontherapien unterzogen und damit die Geschlechtskörperordnung durchkreuzt, oder war sie noch ein richtiger Mann? Die Boulevardpresse erkannte schnell das Problem und beeilte sich Präzisierungen

zum ‚wahren‘ Geschlechtsstatus nachzutragen und konnte beruhigen: Es handele sich um einen körperlich unversehrten schwulen und sogar verheirateten jungen Mann, der lediglich seine Drag-Performance mit einem Bart radikalisiere. Häufig wurden diese Klarstellungen mit beruhigenden vergleichenden Fotos unterlegt: Die Horrorvorstellung des sich freiwillig um den Phallus bringenden herrschenden Geschlechts war damit vom Tisch und Conchita konnte auch von Heteromännern geliebt werden.

3. Was Körper vermögen – Generativität und Reproduktionsfähigkeit

Eine der wichtigsten Errungenschaften des dekonstruktiven Feminismus sind Judith Butlers Überlegungen, was eigentlich die Elemente sind, die mitgedacht werden müssen, wenn man von jemanden als ‚Frau‘ spricht (oder als ‚Mann‘, was nicht ihr Thema ist, aber ohne Aufwand übertragen werden kann). Sie hat dazu, was vielen von Ihnen bekannt sein wird, das Gefüge ‚Heterosexuelle Matrix‘ entwickelt. Zur Erinnerung: Eine Frau ist eine Entität, die 1. über ihre sichtbare Körperskulptur (sekundäre Geschlechtsmerkmale, Brüste, und fiktive Genitalien) identifiziert werden kann, die daraus erschlossen 2. über nicht sichtbare reproduktive Organe (Vagina, Eierstöcke und Uterus) verfügt und die 3. vom gegenteiligen Geschlecht sexuell angezogen wird und 4. die strukturell Kinder bekommen möchte und wird (und mit dem Vater eine stabile Beziehung bildet). Daraus ergeben sich zwei zentrale Aussagen:

- eine lesbische Frau (ein homosexueller Mann) ist keine Frau/Mann und
- die Struktur, die die heterosexuelle Matrix wirksam macht ist Heteronormativität, die Voraussetzung und stille Norm, alle Menschen für heterosexuell zu halten.

Mit der Modernisierung von Homosexualität haben sich für manche einige Elemente der heterosexuellen Matrix modifiziert. Die Schwulenehe ist in den meisten westlichen Ländern institutionalisiert. Die Kinderlosigkeit ist kein Schicksal mehr, sondern über unterschiedlichste Wege wie künstliche Befruchtung, Leihmutterschaft, Adoption zu beheben. Es ist damit durchaus eine Normalisierung oder Heterosexualisierung des schwul-lesbischen Körpers zu erkennen. Das allerdings hat in der intellektuellen Queer Community zu einer interessanten Kontroverse geführt. Lee Edelman hat in seinem Buch *No Future* (2004) ein schwules politisches Programm entworfen, das gerade auf der Tatsache, keine Kinder zu bekommen, beruht. Das Kind sei es gerade, was jede radikale gesellschaftliche Veränderung verhindere, weil es zu egozentrischen und besitzsichernden Familien führe, und jegliche Alterität ausschließenden geschlossenen Strukturen. Der Homosexuelle dagegen könne und wolle seine Wünsche nicht auf das Fortleben in seinen Kindern verschieben und würde sich daher im Hier und Jetzt falschen Sozialitäten verweigern.

Edelmans auch ‚Anti-Social Thesis‘ genannte Intervention erklärt damit Reproduktion (das Kind) zu einer reaktionären Tätigkeit. Es ist leicht zu ermesen, welch Sturm der Entrüstung diese These in den familienversessenen USA zur Folge hatte. Wenig menschliche Verbindungsformen werden als so ‚natürlich‘ oder ‚selbstverständlich‘ angesehen, wie das Eltern-Kind Verhältnis, wobei ein wichtiger Bestandteil dieses Mythos ist, dass Kind als körperliche Verlängerung seiner Eltern betrachtet wird. Sozusagen aus ihrer beider Material zusammengesetzt und mit einem von beiden bestückten einmaligen Gen-Code versehen.

Nun sind diese materialen Spuren der Elternschaft im Zeitalter der Reproduktionstechnologie oft nicht oder nur zum Teil vorhanden. Trotzdem wird gern

am Mythos der Ähnlichkeit festgehalten. Und hier stoßen wir erneut auf geopolitische Dimensionen, wenn es um die Frage geht, welche Frauen bevorzugt als Eispenderinnen in Anspruch genommen werden.

Unter den Stichworten „Rohstoffarbeit und Neue Eugenik“ hat Ute Kalender (2012) zu Südosteuropäerinnen (Bulgarinnen, Weißrussinnen, Moldawierinnen, Ukrainerinnen) geforscht, die z.B. in spanischen Repromedizin-Kliniken besonders zur Ei-Spende eingesetzt werden, weil sie bevorzugt blond und blauäugig sind und arm genug, die schmerzhaften Prozeduren bis zur ‚Ernte‘ ihrer Eier in Kauf zu nehmen. Über Eugenik spricht sie deshalb, weil man auch von einem Auslese- oder Züchtungsprogramm reden kann, dass Körper nach der global privilegiertesten Norm produziert, nämlich makellos weiße Körper.

Ich habe nach den Notizen zur Visibilität und Disziplinierung von Körpern diesen kleinen Teil zur Generativität von Körpern hineingenommen, um nochmal kurz herauszustreichen, dass auch die angeblich ‚natürlichste‘ Funktion von Körpern, nämlich die Potenz, sich zu reproduzieren, den unterschiedlichsten Regimen unterliegt.

Im letzten Teil möchte ich mich nun mit der Frage, was Körper tun auseinandersetzen, d.h. mit dem Spezialfall Sexualität. Oder genauer mit einem Aspekt davon, nämlich, inwiefern und warum vorgeblich freie und emanzipierte Sexualität zu einer Signatur des aufgeklärten Abendlandes geworden ist. Die bisherigen Überlegungen zur Relationalität, Historität und Plastizität von Körpern sollten auf verschiedenen Feldern die Interdependenz von Rassifizierung und Vergeschlechtlichung erschließen und Corporeality auf einem geopolitischen Feld positionieren. Das Stichwort für die folgenden Überlegungen ist ‚Sexual Exceptionalism‘ (des Westens) und beschäftigt sich mit Frage, auf welche Weise imaginiertes Sexualverhalten zu einem Merkmal für Zivilisationshierarchie wird.

4. Was Körper performen – Sexualpolitik, Sexual Exceptionalism

Unter ‚Exceptionalismus‘ versteht man generell im anglo-amerikanischen Raum eine Staats- oder Gesellschaftsideologie, die von sich behauptet, sowohl besonders wie außergewöhnlich gut zu sein. Der sogenannte American Exceptionalism besteht in der Vorstellung, das beste Land der Welt zu sein. Die indisch/amerikanische Theoretikerin Jasbir Puar (2007) leitet den Begriff Sexual Exceptionalism aus diesem semantischen Feld ab und verweist damit auf die westliche Vorstellung, über eine exzeptionell fortgeschrittene und ‚richtige‘ sexuelle Ordnung zu verfügen. Zentral dabei sind Behauptungen über die sexuelle Emanzipation der westlichen Frau und ‚Toleranz‘ gegenüber Schwulen.

Sexual Exceptionalism ist ein Effekt eines Vergleiches, der angestellt wird, wenn sogenannte fortschrittliche westliche ‚sexuelle Regime‘ mit sogenannten rückschrittlichen orientalischen oder nicht-weißen sexuellen Regimen verglichen und damit gleichzeitig in Hierarchie gesetzt werden. Der Vergleich wird von den sogenannten fortschrittlichen Regimen gezogen.

Sexueller Exzeptionalismus und Rassismus sind verbundene Phänomene. Dabei geht es nicht um einen biologistischen Rassismusbegriff, sondern im Sinne Etienne Balibars oder Stuart Halls um einen kulturellen. Sexueller Exzeptionalismus hat etwas mit ‚Kulturalisierung‘ oder Kulturalismus zu tun, nämlich der Bewegung anderen ‚Kulturen‘ spezifische eingeborene Sitten zuzuschreiben, die angeblich einen geographisch fernen Ursprung haben und als unveränderlich habitualisiert verstanden werden. Der postkoloniale Theoretiker Mamood Mamdani spricht deshalb von ‚Culture Talk‘. Dabei

geht es um die Feststellung, dass eine andere ‚Kultur‘ ein Schlechteres sprich unterlegenes Sexuelles und Gender Regime hat als die eigene Kultur. Dieselbe wird allerdings selbst nicht als ‚Kultur‘, sondern als Inkarnation des Fortschritts gelesen.

Wendy Brown fasst das kulturelle Dispositiv des kulturalisierenden Neo-Rassismus folgendermaßen zusammen: „[...] ‚we‘ have culture while culture has ‚them‘, or we have a culture while they are culture. Or we are democracy while they are culture“ (Brown 2006: 17).

4.1 Chromatischer und okzidentalistischer Sexual Exceptionalism

Historisch lassen sich unterschiedliche Arten von sexuellem Exzeptionalismus ausmachen. Ihnen allen ist allerdings gemeinsam, dass sie mit großen Systemen kultureller und ökonomischer Macht zusammenhängen und sich mit Krisen jener Machtstrukturen verschärfen. Eines dieser Großsysteme ist der Kolonialismus, über dessen Sexual Politics der europäischen Überlegenheit viel geforscht worden ist (aus feministischer Perspektive Ann McClintock *Imperial Leather. Gender Race and Sexuality in the Colonial Contest* oder Laura Stolorz *Race and the Education of Desire. Foucaults History of Sexuality and the Colonial Order of Things*). Worauf ich im Folgenden kurz eingehen möchte ist das Phantasma des übersexualisierten Schwarzen Menschen (insbesondere des Mannes), der wie der berühmteste zeitgenössische Kritiker kolonialistischer Sexualpolitik, Frantz Fanon, sagt, als phobogenic object (als angstmachendes Objekt) wahrgenommen werde. Lakonisch schreibt er „[one thinks of] the Negro one thinks of Sex“ (Fanon 1952).

Besondere Schärfe gewann diese kulturelle Erzählung in einer spezifischen Situation, nämlich in den USA nach dem Bürgerkrieg, wo zwar die Sklaverei abgeschafft war, aber eine Gleichberechtigung der Befreiten nicht gewollt wurde. Ich spreche von einem Phänomen, das ich an einer anderen Stelle als ‚Rape-Lynching-Komplex‘ bezeichnet habe. Die Figuration des übersexualisierten Schwarzen Mannes wurde nach dem amerikanischen Bürgerkrieg buchstäblich ‚erfunden‘, um ihn zu einer Gefahr für weiße tugendhafte Weiblichkeit zu konstruieren. Obwohl es während des Bürgerkrieges auf den Plantagen, zu praktisch keinen Übergriffen der noch nicht befreiten Sklaven auf weiße Frauen gekommen war, und das obwohl die weißen Männer zum größten Teil im Feld waren, erschien nach dem Krieg aus dem Nichts das Phantasma des Schwarzen Vergewaltigers unschuldiger weißer Frauen und bildete in den nächsten Jahrzehnten den Vorwand für Tausende von Lynchings (und Kastrationen). Heute ist erwiesen, dass diese Vorwürfe in der Sache fast vollständig substanzlos waren. Die Drohung eines potentiellen Vergewaltigungsvorwurfs allerdings übte nach dem amerikanischen Bürgerkrieg ein Terrorregime über die neu von der Sklaverei befreite männliche Bevölkerung aus, und diente der Disziplinierung und Einschüchterung (Dietze 2013).

Im Rape-Lynching Komplex wurden Schwarze männliche und weiße weibliche Körper gleichzeitig gewaltsam zusammengefügt und auseinandergehalten, um zwei unterschiedliche Regime zu befestigen. Er diente dazu, die untergeordnete Position Schwarzer Menschen in den USA auch nach der Sklavenbefreiung aufrecht zu erhalten. Und es wurden weiße Frauen als tugendhaft auf einem Podest installiert, das sie in Abhängigkeit von weiß männlichem Schutz hielt und sie gleichzeitig zu Argumenten für ein Terror-Regime missbrauchte. Viel später würden sich unter weißen Südstaatlerinnen Initiativen bilden, die sich dagegen auflehnten, dass in ihrem Namen gelyncht wurde. Der Exzeptionalismus bestand darin, gegenüber einer imaginiert unkontrollierbaren Sexualität Schwarzer Menschen, weiße Triebkontrolle und weibliche Tugend als Zeichen

höherer Zivilisation zu behaupten. Das Lynchterror-Regime hatte neben der Konstruktion einer weißen Überlegenheitsphantasie eine weitere zentrale Funktion. Es sollte für weiße Frauen ein unbedingtes Tabu gegen sexuelle Rassenvermischung errichten.

Die schwarz-weiß Achse, übersetzt in eine künstliche Entgegensetzung von Barbarei und Zivilisation, war nicht der einzige Mechanismus, über den sexualpolitisch kulturelle Überlegenheit konstruiert wurde. Auch auf der Ost-West-Achse oder auf der Binarität Orient-Okzident wurden sexuelle Exzeptionalismen entwickelt. Ich spreche hier von sexuellen Exzeptionalismen, weil sich der koloniale stark von dem postkolonialen unterscheidet. Edward Said hat mit seiner berühmten Studie *Orientalism* gezeigt, dass der/die ‚Orientalische Andere‘ eine Erfindung und eine Wissensformation des Europäischen Kolonialen Unternehmens ist. Sexualpolitisch war der orientalistische Exzeptionalismus von feminisierten polygamen Haremsherren und von lasziven willigen Haremsdamen geprägt. Demgegenüber standen in der europäischen Selbstkonstruktion westliche Monogamie als Zivilisationsfortschritt und tugendhafte abendländische Weiblichkeit.

Edward Sais Analyse war für die Kolonialzeit adäquat, aber trifft nicht auf globalisierte Gesellschaften mit transnationalen muslimischer Diaspora zu. Ideen des ‚oriental‘ Other haben sich so sehr verändert, dass Aziz Al-Azmeh 1993 den Begriff Neo-Orientalism prägte. Die neuen Bilder fixieren sich auf die Idee eines ‚orientalischen‘ Patriarchen und seiner sexuell und mental unterdrückten ‚verschleierten‘ muslimischen Frauen. Diese Vorstellungen haben die alten orientalistischen Fantasien von verweiblichten Paschas und erotisierten Harem-Gespielinnen ersetzt.

Wie allgemein bekannt, hat sich in Europa in den letzten Dekaden Feindseligkeit gegen Migrant_innen hauptsächlich auf Muslime konzentriert. Der neo-orientalistische sexuelle Exzeptionalismus argumentiert, dass muslimische Einwanderer als Teile einer fiktiven ‚orientalischen Kultur‘ angeblich nicht in den aufgeklärten Okzident integriert werden können. Sexual- und körperpolitisch hat sich nun allerdings eine große Verschiebung ergeben. Während bisher zu beobachten war, dass die Exzeptionalismen den angeblich unterlegenen Kulturen zu viel Sexualität zugeschrieben haben, klagt der gegenwärtige Exzeptionalismus gegenüber dem orientalisierten Anderen über zu wenig Sexualität, oder sagen wir zu wenig freie Sexualität. Plötzlich wird die sexuell emanzipierte, ihren Körper ausstellende anstatt verdeckende Frau zur Leitfigur abendländischen Fortschritts.

Mit der Behauptung der sexuellen Handlungsfähigkeit der westlichen Frau wird gleichzeitig das Missverständnis erzeugt, Europäerinnen seien grundsätzlich bereits emanzipiert. In gewisser Weise dient auch der gegenwärtige okzidentalistische sexuelle Exzeptionalismus zur Disziplinierung von Frauen (Dietze 2009). Sie werden diesmal nur nicht durch ein Tugendregime erhöht und gleichzeitig dort hinein diszipliniert, sondern über die Behauptung ihrer angeblich schon erreichten Freiheit und Handlungssouveränität stillgestellt. Der europäische Mann wird zum Partner einer fast erreichten Geschlechterdemokratie und Sexismuskritik, wie Margaret Jäger (1997) sagt, ethnisiert.

All diese Beobachtungen treffen in dieser oder jener Version zu. Es ist jedoch gleichzeitig kaum zu bestreiten, dass die meisten europäischen Gesellschaften inzwischen Antidiskriminierungsgesetze formuliert haben, in den gebildeten städtischen Mittelschichten Multikulturalismus für eine Bereicherung gehalten wird und sich sogar in einzelnen Sparten politische korrekte Sprachpolitik durchgesetzt hat. Medien achten auf Diversität, zumindest was die Repräsentanz bei zentralen Figuren, Moderator_innen, Casting Shows, Sportreportagen und Werbung betrifft. Die letzten Reservate sexueller

Diskriminierung sind am Verschwinden. Sichtbare Homosexualität und Gay Marriage sind neben der ‚emanzipierten Frau‘ zu einer weiteren Signatur von Liberalität geworden. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es im Zeitalter des Neoliberalismus – Queer Theoretikerin Bourcier spricht angesichts der rhetorischen Unterstützung von Diversität von Multiliberalismus (Bourcier 2013: 3) – keiner kulturellen und sexuellen Exzeptionalismen mehr bedarf, da es zu einer liberalen Inklusion von Differenz gekommen ist?

Postkoloniale und Queer Theoretiker_innen bestreiten das. Nach ihrer Auffassung geht es dem Markt-Kapitalismus nicht um Inklusion, sondern um die ungehinderte Bewegung und Beweglichkeit von Waren und Menschen. Ausschließende Regime wie whiteness/occidentality oder Heteronormativität scheinen da nur zu stören. Rey Chow spricht in diesem Zusammenhang von einer „ethnic interpellation“ (zitiert nach Bourcier 2013: 3) die die rassisierten Subjekte verpflichtet, sich wie gute ‚ethnischen Subjekte‘ zu verhalten und auszusehen. Queer Theoretikerin Marie Hélène Bourcier fügt eine „Sexual interpellation“ hinzu: „the homosexual is not required [...] to become heterosexual but to be a homosexual and a good one“ (...). Und die Art und Weise wie man „a good one“ sein kann beschreibt sie als „coercive mimetism“ (ebd.). Ein schwules obere Mittelschicht (verheiratetes) Pärchen und säkulare sozial aufsteigende Migrant_innen oder Mitglieder einer Minderheit erfüllen diese Bedingungen. Queer-Theoretikerin Antke Engel spricht in diesem Zusammenhang von „flexibler Normalisierung“ (Engel 2002: 12). Die grundsätzlichsste und radikalste Formulierung (und dabei gleichzeitig Kritik) stammt wohl von Jasbir Puar, die in ihrer Studie *Terrorist Assemblages* davon spricht, dass das neoliberale System, den guten Anderen (Good Ethnic) und den angepassten (am besten verheirateten) Schwulen integriert und honoriert, dabei aber den perversen Schwulen (siehe Lee Edelmann) und den terroristischen ‚Anderen‘ dämonisiert.

Die Flexibilität der vormalig Diskriminierten kann geradezu vorbildhaft wirken. Immer mehr Werbekampagnen setzen auf vermarktbarere Differenz. Oder man kann geradezu davon reden, dass nach Differenz gesucht und sie hervorgehoben wird, um neue Märkte zu erschließen. So hat die trendige Klamottenladenkette Barneys seine letztjährige Herbstkollektion ausschließlich über transgender Models präsentiert.

In gewisser Weise kann man beim Multiliberalismus von einem *Corporate Sexual Exceptionalism* (angelehnt an Bourciers Title „Homo Inc.“) sprechen. Im Corporate Sexual Exceptionalism sind Unterschiede wichtig, weil Diversität eine Vermarktungsstrategie ist, allerdings, müssen, sogar sollen es keine definierenden Unterschiede mehr sein. Insofern verliert in diesem Zusammenhang Transphobie an Bedeutung (obwohl natürlich immer noch co-präsent, siehe Conchita Wurst).

4.2 Zwischenbilanz Exzeptionalismus

Beide Perspektiven von ‚Sexual Exceptionalism‘ ko-existieren simultan, bedingen einander, aber liegen auch miteinander in Konkurrenz. In der ersten Perspektive – Sexual Exceptionalism als okzidentale oder chromatische Vormachtstellung – geht es um Demographie und Eugenik. Das ‚Eigene‘ wird hier als das Selbst-Ähnliche verstanden. Die Sorge, dass zu viele ‚Anderer‘ zu viele nicht-weiße Kinder bekommen könnten und damit weiße zahlenmäßig in der Minderheit seien (Frye 1983) ist ein zentrales (weitgehend unbewusstes) Motiv für die Fixierung auf sexuelle- und Genderregime. In einem angeblich universell repressiven muslimischen Gender-Regime setzt der ‚Orientalische Patriarch‘ ohne Rücksicht auf die unterdrückte Gattin Kinderreichtum durch, und in Afrika führt

die angenommene mangelnde Triebkontrolle zu Kinderreichtum (damit erklärt sich auch die historische Ironie als der am wenigsten bevölkerte Kontinent der Erde bevorzugter Gegenstand von Überbevölkerungskampagnen wurde).

In der zweiten Perspektive, dem Corporate Sexual Exceptionalism, geht es nicht um demographische Einheitlichkeit, sondern um Normalisierung zu konsumfreundlicher Otherness. Das kann zu einer größeren Akzeptanz vormals Ausgegrenzter führen, jedenfalls insofern, als sie als Verbraucher relevant sein können. Aber diese Inklusion hat ihren Preis. Von den frisch integrierten und mainstreamed ‚Others‘ wird erwartet, dass diese als Grenzpolizei fungieren. Hier sehen wir dann den okzidentalen/whiteness Ansatz von Kulturalismus, der mit dem inkorporierenden Ansatz von neoliberaler Flexibilität zusammentrifft. Alle drei Ansätze denunzieren muslimische Jugendliche als homophob oder den angeblich nicht aufklärten Orientalen Patriarch und die sexuell unterdrückten muslimischen Frauen als die Nemesis von zivilisierten okzidentalen Gesellschaften (Haritaworn 2008). Man spricht deshalb auch von Homonationalismus.

Hier kommen wir zu dem Knotenpunkt, wo kulturalistische und multiliberale Sexual Exceptionalismen eine unheilige Allianz mit bestimmten Feminismus- und Gay-Liberation Fraktionen eingehen. Diese Bewegung hat eine gewisse innere Logik, denn Sexual Exceptionalism berührt genau die Themen, die für die Befreiungsbewegungen ausschlaggebend waren. Schließlich hatte die Frauenbewegung für Gleichstellung gekämpft und die souveräne Verfügung über den eigenen Körper mit Kämpfen für Abtreibung, gegen Vergewaltigung und häusliche Gewalt zum Zentralthema ihrer Kampagnen gemacht. Und schließlich hatte die homosexuelle Emanzipationsbewegung dafür gestritten, ihre nicht-heteronormativen Körper-Praktiken anzuerkennen, Diskriminierungsverbote zu installieren und hatte an vielen Orten gay marriage durchgesetzt. Als sozusagen natürliche Spezialist_innen für fortschrittliche Sexual- und Genderregime sind sie damit besonders gut als Agent_innen von ‚Sexual Exceptionalism‘ geeignet und werden als solche kooptiert. Deswegen kommt hier eine Struktur ins Spiel, die ich an anderer Stelle als ‚okzidentalistische Dividende‘ bezeichnet habe (Dietze 2009). Die Dividenden-Idee stammt von der Männlichkeitsforscherin Raewyn Connell (1995) und beschreibt, dass sexuell, sozial oder ethnisch unterprivilegierte Männer von einer so genannten ‚patriarchalen Dividende‘ profitieren, weil sie sich im Recht fühlen, Frauen im Allgemeinen zu beherrschen, und ‚ihre‘ Frauen im Besonderen, auch wenn sie selber in der maskulinen Hierarchie unten angesiedelt sind (Connell). Weiße Frauen, Homosexuelle und ‚integrierte Others‘ können in diesem Sinne ebenso von einer okzidentalen Dividende profitieren, im Gegensatz zu neo-orientalisierten ‚Anderen‘ (männlich oder weiblich).

Ein besonders gutes Beispiel für Corporate Sexual Exceptionalism ist die Grammy-Award Zeremonie 2013. Das weiße Rap-Duo Maklemore and Ryan (unter Protest vieler schwarzer Rapper, die keinen der Preise bekamen) zelebriert seinen liberalen Rap One Love (zusammen mit einer lesbischen Sängerin) vor dem Zitat einer christlichen Kirche (Abendland) und währenddessen werden im Publikum gay, straight and mixed race Paare verheiratet.

Die Ausstrahlung erfolgte zeitgleich mit der Verabschiedung von Anti-Gay Gesetzen in Uganda und natürlich Sotschi und den Auseinandersetzungen um den Umgang mit Homosexualität in Russland. Obwohl die Vereinigten Staaten in Bezug auf Gay Rights und Marriage noch ein Entwicklungsland sind, sendet multiliberale Exceptionalism via Sexualität eine Überlegenheitsbotschaft an alle ‚weniger freie‘ nicht okzidentalen Kulturen.

Schlussbemerkung

Zum Schluss möchte ich den Versuch machen, den möglicherweise etwas dichten und auf den ersten Blick divers erscheinenden Vortrag zusammenzubinden. Das Leitmotiv war Body-Politics und je unterschiedliche Verschränkungen von Race und Gender, betrachtet unter queer-feministischer Perspektive. Mit dem Begriff Body-Politics oder später eingeschränkter Sexual Politics macht man die Vorgabe, Körper immer innerhalb der politischen Sphäre (Macht, Ökonomie, Geopolitik) betrachten zu wollen. Eine solche Vorannahme beinhaltet immer eine Denaturalisierung.

Im ersten Teil – Sichtbarkeitspolitiken, Black Panther-Anekdote – kam es mir darauf an zu zeigen, dass Körper zwar extrem markiert sind, aber dennoch innerhalb einer Macht-Wissens-Matrix kontingent sind. Im zweiten Teil zur Disziplinierung von Körpern und Schönheitsregimen wollte ich zeigen, dass Körper in vergeschlechtlichenden und rassierenden Regimen überformt werden, die sich an historisch spezifischen hegemonialen Schönheitsstandards orientieren. Obwohl Körper dabei extremen Disziplinierungen unterworfen werden, fühlen sich Individuen in ihrem ‚Schönheitshandeln‘ durchaus souverän und erweisen sich somit als ‚gelehrige Körper‘. Im dritten Teil wurde ein Aspekt politischer Körperlichkeit angesteuert, der unter besonderem Natürlichkeitsverdacht steht, nämlich der Frage von Generativität und Reproduktionsfähigkeit. Mithilfe von Butler und Edelman wurde argumentiert, dass Generativität ein Element im Gefüge Heteronormativität ist, und mit Ute Kalender wurde demonstriert, wie stark in hegemonial weißen Kontexten Generativität mit Eugenik verbunden ist. Mit allen drei Aspekten von Body-Politics konnte hoffentlich gezeigt werden, dass Rassisierung und Vergeschlechtlichung ineinander verzahnte Bewegungen sind, die nur deshalb schwer zu erkennen sind weil weiß/Weißsein neutral, als Standard/Norm und nicht als Farbe begriffen wird.

Die oben beschriebenen drei Vorabklärungen sollten die Grundlage dafür legen, die kulturelle Logik von Sexual Exceptionalism als Body Politics verständlich zu machen. Sexual Exceptionalism ist eine Strategie andere Körper als hegemoniale als gefährlich und die körperliche Integrität bedrohend darzustellen. Chromatische und Okzidentalischer Exzeptionalismus wirkt zudem an zwei Fronten: neben der Dämonisierung der anderen ‚falschen Sexualität‘ wirkt sie gleichzeitig als Regime, Frauen in Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse zu disziplinieren. Corporate Sexual Exceptionalism hat diese Binaritäten zwar weitgehend überschritten, definiert aber jenes Überschreiten zur Norm für Fortschrittlichkeit. Und auch das hat seine deutlichen Grenzen und Defining Otherness. Nimmt man das Macklethorpe-Video, dann werden zwar gay, straight and multiracial Paare verheiratet, aber niemand mit erkennbar muslimischem Zeichensystem. Mit der Eheschließung gliedern sich die Partner in ein bürgerlich/heteronormatives Familiensystem ein, und der kirchliche Hintergrund, samt Gospelchor privilegiert Christentum.

Literatur

- Al-Azmeh, A. 1993. Die Islamisierung des Islam. Imaginäre Welten einer Politischen Theorie. Frankfurt a. Main: Campus.
- Amirpur, K. 2012. ‚Men in hijabs‘. Zum Zusammenhang zwischen der Frauenfrage und der Demokratie im Iran. In: Dennerlein, B; Frietsch, E. und T. Steffen (Hg.). Veschleierter Orient, Entschleierter Okzident? (Un)sichtbarkeit in Politik, Recht, Kunst und Kultur. München: Fink. 245-266.
- Balibar, E. 1990. Gibt es einen „Neuen Rassismus“. Rasse, Klasse, Nation. Hamburg: Argument. 23-38.
- Barad, K. 2007. Meeting the Universe Halfway. Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning. Durham: Duke University Press.
- Bartky, S. L. 1990. Feminity and Domination. New York: Routledge.
- Bermann, N. 2007. Historische Phasen orientalisierender Diskurse in Deutschland. In: Attia, I. (Hg.) Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und Antimuslimischem Rassismus. Münster: Unrast. 71-84.
- Bordo, S. 1993. Unbearable weight. Feminism, Culture and the Body. Berkeley: University of California.
- Bourcier, M. H. 2013. „Homo Inc.“ Homonationalism and Pinkwashing Conference.
- Bracke, S. 2011. Subjects of Debate: Secular and Sexual Exceptionalism, and Muslim Women in the Netherlands. In: Feminist review. 98 (1). 28-46.
- Brodkin, K. 1998. How Jews became white Folks and what that says about Race in America. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Brown, W. 2006. Regulating Aversion. Tolerance in the Age of Identity and Empire. Princeton: Princeton University Press.
- Butler, J. 1991. Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler, J. 1993. Bodies that matter: On the Discourse Limits of „Sex“. New York: Routledge.
- Connell, R. W. 1995. Der Gemachte Mann. Opladen: Leske + Budrich.
- Degele, N. 2004. Sich schön machen: zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden: VS.
- Dietrich, A. 2007. Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von „Rasse“ und Geschlecht im Deutschen Kolonialismus. Bielefeld: transcript.
- Dietze, G. 2009. Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In: Dietze, G.; Brunner, C. und E. Wenzel (Hg.). Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript. 23-55.
- Dietze, G. 2013. Weiße Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken. Bielefeld: transcript.
- Dietze, G. 2014. Feministischer Orientalismus und Sexualpolitik – Spuren einer unheimlichen Beziehung. In: K. Hostettler und S. Voegele (Hg.). ‚Beyond Imperialism‘ – Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. Bielefeld: transcript. 241-276.
- Edelman, L. 2004. No future. Queer theory and the Death Drive. Durham: Duke University Press.
- Engel, A. 2002. Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus Queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt: Campus.
- Fanon, F. 1952. Black Skin, White Masks. New York: Grove Press.

- Foucault, M. 1980. *The History of Sexuality*. New York: Vintage.
- Frye, M. 1983. On Being White. Thinking toward a Feminist Understanding of Race and Race Supremacy. In: *The Politics of Reality. Essays in Feminist Theory*. Freedom: Crossing Press. 110-127.
- Gilman, S. L. 1999. *Making the Body beautiful: A cultural History of aesthetic Surgery*. Princeton: Princeton University Press.
- Hall, S. 2000. Rassismus als ideologischer Diskurs. In: N. Rätzkel (Hg.). *Theorien über Rassismus*. Hamburg: Argument. 7-17.
- Haritaworn, J. 2011. Wounded Subjects: Sexual Exceptionalism and the Moral Panic on ‚Migrant Homophobia‘ in Germany. In: Costa, S. und E. G. Rodriguez (Hg.). *Decolonising European Sociology*. Manuela Boatca. 135-152.
- Ignatiev, N. 1995. *How the Irish became white*. New York: Routledge.
- Jäger, M. 1996. Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung e.V.
- Kalender, U. 2012. *Körper von Wert. Eine kritische Analyse der bioethischen Diskurse über die Stammzellforschung*: transcript.
- Lutz, H. 1993. Sind Wir uns noch Fremd. Konstruktionen von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung. Hügel, I. (Hg.). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda. 138-157.
- Mahmood, S. 2005. *Politics of Piety. The Islamic Revival and the Feminist Subject*. Princeton: Princeton University Press.
- Mamdani, M. 2000. *Beyond Rights Talk and Culture Talk. Essays on Politics and Rights and Culture*. London: Palgrave.
- Mamozai, M. 1982. *Schwarze Frau, Weiße Herrin*. Hamburg: Rowohlt.
- McClintock, A. 1995. *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- Modood, T. 2002. *Ethnic Minorities in Britain. Diversity and Disadvantage* Psi Study. London: Policy Studies Institute.
- Morgan, K. 2014. *The Politics of Sociocultural Leverage: Why Gender Became Central to Immigrant Integration Politics in France* Council for European Studies.
- Pope, H.; Phillips, K. A. and R. Olivardia. 2000. *The Adonis Complex: The secret Crisis of male Body Obsession*. New York: Simon and Schuster.
- Puar, J. K. 2007. *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke University Press.
- Rommelspacher, B. 2002. *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.
- Said, E. 1978. *Orientalism. Western Concepts of the Orient*. New York: Pantheon.
- Schaffer, J. 2008. *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Scott, J. 2009. *Sexularism: On Secularism and Gender Equality*. In: *Lecture at European University Institute*.
- Stoler, A. L. 1995. *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham: Duke University Press.
- Thürmer-Rohr, C. 1981. Aus Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft der Frauen. In: dies. (Hg.). *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda. 38-57.

- Walgenbach, K. 2005. Weisse Identität, Geschlecht und Klasse in den deutschen Kolonien (1978-1914). Frankfurt: Campus.
- Wenk, S. 2008. Sichtbarkeitsverhältnisse. Asymmetrische Kriege und (a)symmetrische Geschlechterbilder. In: Hentschel, L. (Hg.). Bilderpolitik in Zeiten von Krieg und Terror: Medien, Macht und Geschlechterverhältnisse. Berlin. b_books. 31.49.
- Wolf, N. 1991. The Beauty Myth. How Images of Beauty are used against Women. London: Vintage.

Dr. Gabriele Dietze

PD, Humboldt-Universität zu Berlin
gabriele.dietze@rz.hu-berlin.de

Geschlechtersoziologie als reflexive Wissenspraxis¹

Ich möchte meine Antrittsvorlesung dafür nutzen, Ihnen mein Verständnis von Geschlechtersoziologie zu erläutern. Der Kern dieses Verständnisses findet sich im Vortragstitel: Ich verstehe Geschlechtersoziologie als *reflexive Wissenspraxis*. Im Folgenden gehe ich auf drei Aspekte ein, an denen sich der spezifische Charakter der Geschlechtersoziologie meines Erachtens festmachen lässt: Erstens befragt die Geschlechtersoziologie soziologische Theorien im Hinblick auf ihre (androzentrischen) blinden Flecken. Zweitens nimmt sie in ihren Forschungsfragen gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags und der sozialen Akteur_innen eine kritische Haltung ein. Und drittens hinterfragt sie ihre eigene Position im Feld der Wissenserzeugung. Diese Befragung des eigenen Standpunkts ist aus meiner Perspektive der zentrale Aspekt von Reflexivität. Ich werde diesen Aspekt an Beispielen aus meiner eigenen Forschungspraxis erläutern.

Bevor ich mit meiner Darstellung beginne, möchte ich noch eine Randbemerkung machen. Sie betrifft den Rahmen meines Vortrags. Bourdieu hat ebenso trefflich wie kritisch darauf hingewiesen, dass es sich bei einer Antrittsvorlesung um einen Ritus „der Aufnahme und Einweisung“ handelt, der die Worte der Vortragenden „zu legitimerter Rede“ (Bourdieu 1991: 49) erhebt. „Die eigentümlich magische Wirksamkeit des Rituals“, so Bourdieu weiter, „beruht im stillschweigenden und unsichtbaren Austausch zwischen dem neu Eintretenden, der öffentlich sein Wort darbietet, und den versammelten Gelehrten, die mit ihrer korporativen Präsenz dafür einstehen, daß dieses Wort von den hervorragendsten Lehrern aufgenommen, nunmehr universell aufnehmbar, das heißt gebieterisch geworden ist.“ (ebd.) Diese gebieterische Haltung liegt mir fern. Aber da das Ritual keine Diskussion des vorgetragenen Standpunktes vorsieht, hat der Vortrag doch einen starken Mitteilungskarakter. Ich hoffe dagegen, dass die folgende Darstellung meines Selbstverständnisses als Soziologin und Geschlechterforscherin als Auftakt für eine solche Diskussion und Verständigung zwischen Ihnen und mir dienen wird. Damit komme ich zum ersten Punkt, an dem ich die Reflexivität der Geschlechtersoziologie fest mache.

1. Das Befragung soziologischer Theorien

Man kann die Geschlechtersoziologie anhand der Gegenstände oder auch Gegenstandsbereiche definieren, die sie untersucht. Typische Beispiele hierfür sind:

- die unterschiedlichen Biographien und Lebensweisen von Frauen und Männern,
- geschlechtsspezifische Sozialisation und die hierfür zentralen Institutionen: Familie, Kindergarten, Schule, Berufsausbildung, Universität,
- Phänomene der Arbeitsteilung,
- Berufe und die Position von Frauen und Männer darin.

So betrachtet, ist die Geschlechtersoziologie eine *Spezielle Soziologie*.

Diese Definition scheint mir vor allem für die Anfänge der Frauenforschung zutreffend. Denn in den 1970er Jahren mussten Soziologinnen dafür sorgen, dass Frauen und ihre Lebenswelten überhaupt in den Gegenstandsbereich der Soziologie kamen. Und das, obwohl die Klassiker des 19. Jahrhunderts – allen voran Marx und Durkheim – in ihrer Beschreibung der Arbeitsteilung der Geschlechterdifferenz einen zentralen Platz eingeräumt haben. Allerdings ging es der Frauenforschung bereits in den Anfängen um mehr als nur um einen neuen speziellen Gegenstand. Charakteristisch war für die Frauenforschung vor allem auch eine *Befragung soziologischer Theorien*. So

¹ Verschriftete und überarbeitete Version der Antrittsvorlesung am 19. Juni 2013, Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld

wurde beispielsweise danach gefragt, inwieweit die gängigen Gesellschaftstheorien an der systematischen Ausblendung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen aus den Analysen von Ungleichheit beteiligt sind. Das einschlägige Beispiel hierfür ist die Verortung von Haushalten in der Sozialstruktur. In den 1970er Jahren gingen Soziologen hierfür durchgängig vom Einkommen der Männer als Haushaltsvorstand aus. Die Schichtzugehörigkeit der Frauen wurde von der Position ihres Ehemannes abgeleitet. Soziologinnen machten darauf aufmerksam, dass längst nicht alle Männer in der Lage sind, einen Haushalt alleine zu erhalten und nicht alle Frauen nur dazu verdienen bzw. von dem Einkommen eines Mannes leben.

Diese Ausdifferenzierung der Schichtforschung durch die Frauenforschung implizierte noch eine Reihe anderer wichtiger Punkte: Während die traditionelle Schichtforschung eher statische Zustände beschrieben hatte, ging es nun um die *Dynamik von Lebensläufen*. Frauen, so wurde argumentiert, wechseln ihre Schichtzugehörigkeit häufig im Laufe ihres Lebens. Anja Meulenbelt hat dies in der folgenden Frage auf den Punkt gebracht: „Zu welcher Klasse gehört die Frau eines Arztes, die selbst ausgebildete Krankenschwester ist, aber ihren Beruf bei der Heirat aufgegeben hat, wenn sie sich scheiden lässt?“ (Meulenbelt 1993, 108).

Auch die überwiegend von Frauen geleistete Hausarbeit kam erst durch die Intervention der Frauenforscherinnen in den Blick der Soziologie. Mit dem von Regina Becker-Schmidt geprägten Begriff der *doppelten Vergesellschaftung* wurde auf den Balanceakt hingewiesen, den Frauen zwischen beruflichen und häuslichen Arbeiten ausüben. Und schließlich wurden erst in diesem Zuge die *unterschiedlichen Chancen* sichtbar gemacht, die Frauen und Männer am Arbeitsmarkt haben: Frauen haben nach wie vor weniger Chancen als Männer der gleichen Schicht, arbeiten im Rahmen des Beschäftigungssystems häufig auf niedrigeren Positionen als Männer und werden auf denselben Stellen schlechter bezahlt.

Soziologinnen stießen auf diese blinden Flecken der Soziologie nicht zuletzt deshalb, weil die von ihnen erfahrenen Diskriminierungen in den vorliegenden Gesellschaftstheorien gar nicht hätten analysiert werden können. Es handelte sich damals bei der Soziologie also nicht nur um eine „*frauenfreie*“, sondern auch um eine „*geschlechtsblinde*“ Disziplin (Nickel 2000, 130).

Das ist eine Weile her. Heute gibt es eine große Schnittmenge zwischen den Themen und Gegenstandsbereichen der Geschlechtersoziologie und anderen Speziellen Soziologien, wie z.B. der Familiensoziologie, der Körpersoziologie, etc.. Darüber hinaus wird Geschlecht in der Soziologie allgemein als zentrale Dimension sozialer Ungleichheit angesehen und untersucht. Hier in Bielefeld ergibt sich insofern eine interessante Spannung, als die Systemtheorie davon ausgeht, dass die Geschlechterdifferenz zunehmend irrelevant wird und insofern auch an Bedeutung verliert.

Eine reflexive Haltung drückt sich für mich gerade darin aus, dass sie nicht zu entscheiden versucht, welche erkenntnistheoretische Position die richtige ist – im Sinne eines Boxkampfes, der mit einem eindeutigen K.O. einer am Kampf beteiligten Person endet. Es geht vielmehr darum, darüber nachzudenken, was eine Theorie in den Blick bekommt und was nicht. Und bezogen auf die Analyse von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen geht es so gesehen immer auch darum, ob Theorien in und mit ihren Denkmodellen zur Reproduktion der Geschlechterordnung bzw. ihrer binär-hierarchischen Logik beitragen.

2. Die Kritische Haltung gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags

Die Reflexivität zeigt sich aber auch noch an einem zweiten Punkt, nämlich in der Art und Weise, wie ich als Geschlechterforscherin auf Geschlecht und Gesellschaft schaue und welche Forschungsfragen ich stelle. In diesen Fragen wird kurz gesagt gegenüber den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten des Alltags eine kritische Haltung eingenommen. Die zentrale Frage, in der diese Haltung zum Ausdruck kommt, lautet: Wie kommt es, dass bestimmte Dinge für die Gesellschaftsmitglieder selbstverständlich sind und als „normal“ gelten?

Etwas abstrakter könnte man sagen: Im Mittelpunkt der Geschlechtersoziologie – so wie ich sie verstehe und betreibe – stehen *Auseinandersetzungen um die Formen der symbolischen Aneignungsweise des Sozialen*. Es geht um die Mechanismen und Prozesse, in denen sich Bedeutungen von Geschlecht und die Klassifizierung nach Geschlecht durchsetzen sowie um die Frage, ob/wie in diesen Klassifizierungen Hierarchien und Machtverhältnisse hergestellt, reproduziert und aufrechterhalten werden. Dabei spielt eine Selbstverständlichkeit in der Geschlechterforschung eine zentrale Rolle: Für die meisten sozialen Akteur_innen ist es selbstverständlich, dass der Körper bzw. die primären Geschlechtsmerkmale die natürliche Grundlage unseres Geschlechts sind. Es scheint in der „Natur der Dinge“ zu liegen,

- dass wir nur *zwei Versionen* geschlechtlicher Körper kennen,
- dass unsere *Geschlechtsidentität* aus diesem Körper resultiert,
- dass die Menschen *dauerhaft* nur *ein* Geschlecht haben können und das *andere begehren*,
- und dass sie aufgrund ihres jeweiligen Geschlechtskörpers *kategorial verschiedene Wesen* sein müssen.

Und weil das alles „normal“ und „natürlich“ ist, ist es eben auch unvermeidbar. Diesen Glauben an die natürliche Existenz von Frauen und Männern hinterfragt und dekonstruiert die Geschlechterforschung. Gerade die historische Geschlechterforschung hat in ihren Analysen die Kontingenz dieser Vorstellungen sichtbar gemacht. Ich denke hier vor allem an die Arbeiten von Barbara Duden (1991), Claudia Honegger (1991) und Thomas Laqueur (1996). Sie zeigen, wie im 18. Jahrhundert gesellschaftliche Diskurse entstehen, in denen die geschlechtliche Andersartigkeit von Frauen und ihrer Kategorisierung als Naturwesen behauptet und damit die kategoriale Differenz zwischen den Geschlechtern erfunden und begründet wird. Nur unter Rekurs auf diese gesellschaftlichen Diskurse konnten den Frauen die Menschen- und Bürgerrechte aberkannt werden, in denen die Gleichheit *aller* Menschen kodifiziert und die feudalen Standesprivilegien überwunden wurden.

Die Geschlechterforschung fragt allerdings nicht nur, wie es zur Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit kommen konnte, sondern auch, wie es kommt, dass die Geschlechterordnung normalerweise ohne großen Widerspruch von den Menschen respektiert wird, obwohl sie voller Privilegien und Ungerechtigkeiten ist.

In der Antwort auf diese Frage wird das Verhältnis von Natur und Geschlecht umgedreht. Der Geschlechtskörper ist demnach nicht natürlich, sondern naturalisiert. Nicht nur zahlreiche Geschlechtertheoretiker_innen, sondern auch namhafte Soziologen (hier mit der Betonung auf männlichen Wissenschaftlern) haben auf diesen Mechanismus in seiner konstitutiven Bedeutung für die Reproduktion der Geschlechter- und die Gesellschaftsordnung hingewiesen. Zu nennen sind vor allem Goffman und Bourdieu.

Beide zeigen, wie der biologische Unterschied zwischen den Geschlechtskörpern, den Goffman als minimal bezeichnet, zu einer „natürlichen Rechtfertigung“ eines gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern wird (Bourdieu 2005, 23). Der entscheidende gesellschaftliche Vorgang ist die Verwandlung „des kulturell Willkürlichen in Natürliches“ (Bourdieu 2005, 8, Herv. i.O.). Denn gerade weil die Geschlechterordnung in der natürlichen Geschlechterdifferenz von Frauen und Männern begründet ist, erscheint sie legitim.

Die Hinterfragung der Zweigeschlechtlichkeit als Naturtatsache habe ich hier angeführt, um zu verdeutlichen, wie die Geschlechtersoziologie die Selbstverständlichkeiten des Alltags zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht. Der zentrale Punkt ist, dass sich aus dieser Haltung auch spezifische Forschungsinteressen ergeben. Denn wenn nicht von der Natürlichkeit der Geschlechter ausgegangen wird, stellt sich beispielsweise recht grundsätzlich die Frage, wie Individuen überhaupt zu geschlechtlichen Subjekten werden. Wie und wo wird die symbolische Geschlechterordnung auf der Ebene der Individuen bzw. in ihnen real? Warum unterwerfen sie sich überhaupt der binären Ordnung? Und es stellt sich auch die Frage, welches die sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Mechanismen sind, in denen aus geschlechtlichen Unterschieden immer wieder Hierarchien und Machtverhältnisse werden.

3. Die Reflexion des eigenen Standpunktes

Was die Geschlechtersoziologie zur reflexiven Wissenspraxis macht, ist allerdings nicht nur ihre kritische Distanz gegenüber wissenschaftlichen Denkmodellen und gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Konstitutiv ist hierfür auch eine beständige Reflexion des eigenen Standpunktes und der eigenen Position im Feld der Wissenserzeugung. Mit Bourdieu könnte man auch sagen: Es geht darum, die „*Verkennungseffekte zu kontrollieren*“, die sich aus der spezifischen Stellung der (wissenschaftlichen) Beobachterin zu ihrem Gegenstand ergeben (Bourdieu, zitiert nach Raphael 1989, 81). In dem Sinne gilt es immer wieder darüber nachzudenken, ob/wie in der eigenen Forschungspraxis zur Reproduktion der binären Zweigeschlechterordnung beigetragen wird.

Das gilt umso mehr, als die Frauen- und Geschlechterforschung von Beginn an den expliziten Anspruch erhoben hat, ihre Erkenntnisinteressen und Forschungsvorhaben nicht von der politischen Praxis lösen zu wollen, die auf eine geschlechtergerechte Gesellschaftsordnung zielt. Einige Geschlechterforscherinnen haben ihre Forschung deshalb ausdrücklich als „feministisch“ bezeichnet.

Nicht zuletzt aufgrund dieser politischen Ausrichtung gab es in der deutschsprachigen Geschlechterforschung lange Zeit einen spezifischen „blinden Fleck“: Es wurde vorausgesetzt, dass *alle Frauen auf dieselbe Art und Weise unterdrückt und benachteiligt werden*. Vor allem in der „parteilichen“ Forschung, so wie sie bis in die Mitte der 1980er Jahre ausgeübt wurde, aber auch in späteren empirischen Analysen verallgemeinerten die Soziologinnen ihre Vorstellungen, die sie als (weiße) Mittelschichtfrauen von Emanzipation und Gleichberechtigung haben, für alle anderen Frauen.

Auch wenn dieser spezifische Verkennungseffekt in der jüngsten Vergangenheit nachhaltig diskutiert wurde, so bleibt die Selbstbefragung der schwierigste Aspekt einer kritischen Wissenspraxis. Es ist immer leichter die anderen Beobachter bei ihrer Beobachtung zu beobachten, als sich selbst dabei zu beobachten, wie man beobachtet. Schließlich geht es dabei immer auch um die eigenen Privilegien. Ich möchte Ihnen

deshalb an zwei Beispielen aus meiner eigenen Forschung zeigen, wie aus der Analyse von eigenen und fremden Verkennungseffekten Ergebnisse generiert werden können.

Verkennungseffekt 1: Unterschiede zwischen Frauen

Das erste Beispiel stammt aus meiner Monographie „Gattinnen. Die Frauen der Elite“ (Böhnisch 1999), in der es um die Frage ging, wie sich gesellschaftliche Eliten reproduzieren. Diese Studie basiert auf 20 qualitativen Interviews mit nicht berufstätigen Ehefrauen von Topmanagern. Ein Ausgangspunkt meiner Untersuchung waren einige auffällige statistische Daten: In Deutschland waren damals 96% aller Topmanager verheiratet und nur 22% ihrer Frauen gingen einem Beruf nach. Die meisten dieser Frauen hatten zwar wie ihre Männer eine Ausbildung oder ein Studium beendet, doch im Unterschied zu ihren Männern, die im Anschluss daran eine berufliche Karriere gemacht hatte, beendeten die Frauen spätestens mit der Geburt des ersten Kindes ihre Erwerbsarbeit. An diesen Zahlen hat sich bis heute nicht viel verändert.

Beim Entwurf meiner Untersuchung verstand ich diese Zuweisung marktvermittelter Erwerbsarbeit an Männer und „privat“ organisierter Arbeit an Frauen als eine wesentliche Bedingung einer strukturellen Benachteiligung von Frauen (Geschlecht als Strukturkategorie). Ich nahm also an, dass die Frauen von Topmanagern aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht spezifische Formen der Ausbeutung und Abhängigkeit erfahren. Diese Annahme impliziert auch eine bestimmte Idee davon, wie Gleichberechtigung oder Gleichheit zwischen den Geschlechtern hergestellt wird – nämlich über die Lohnarbeit der Frauen und ihre erfolgreiche Konkurrenz mit Männern. Als berufstätige Wissenschaftlerin war für mich selbstverständlich, dass sich ein unabhängiger weiblicher Lebensentwurf nur über die eigene Berufstätigkeit realisieren lässt.

Im Folgenden möchte ich Ihnen zeigen, wie in der Auseinandersetzung mit diesen Vorannahmen, die sich im Laufe der Arbeit immer mehr als „blinde Flecken“ entpuppten, die zentralen Ergebnisse generiert wurden. Ich greife exemplarisch auf ein Interview mit einer Frau zurück, die mit einem Bankvorstand verheiratet ist und drei Kinder hat. Die Interviewte und ihr Mann kommen beide aus großbürgerlichen Verhältnissen. Zu Beginn des Interviews erzählt diese Frau mir ihre Lebensgeschichte. Für unseren Kontext ist interessant, dass dies keine Erfolgsgeschichte ist. Zitat:

Ich hab' also eine wunderbare Schulzeit gehabt: Ich bin nämlich dreimal sitzen geblieben. Also ich hatte immer das Gefühl, anstrengen? Nein, ich nicht! Pflichten? Nein! Das übernimmt ja jemand anders. (...). Also ich war ein schwieriges Schulkind. Wechselte häufig die Schulen. Und ich hatte aber nie das Gefühl, dass das nun irgendwie gravierend schlimm wäre. Sondern es war eher lästig und ich hatte immer im Hinterkopf, ich will ja sowieso Schauspielerin werden.²

Dieser Ausbildungsweg ließe sich als ‚an Faulheit gescheitert‘ beschreiben. Doch diese Beurteilung würde einen Leistungsanspruch unterstellen, den diese Frau gar nicht hat und der auch nicht an sie heran getragen wurde. Nur so ist zu erklären, warum die Interviewte ihre Schulzeit in ironischem Tonfall trotz mehrmaligen Sitzenbleibens als „wunderbar“ beurteilt. Die schulische Ausbildung ist eine lästige, aber irgendwie zu absolvierende Pflicht. Mühsam schafft sie die mittlere Reife. Für ihre Berufswahl ist letztendlich eine Begabung ausschlaggebend. Sie habe immer gewusst, dass sie Schauspielerin werden

² Für die Antrittsvorlesung gekürztes Zitat, ausführlich in Böhnisch 1999: 87

wolle und habe auch Talent gehabt. Doch dieses Talent reicht offensichtlich nicht aus, um die Ausbildung zu schaffen. Denn als sie merkt, dass es nicht direkt um das Einstudieren großer Rollen ging, sondern um das Erlernen eines Berufes, verliert sie die Motivation. Die nötige harte Arbeit lag ihr fern. Anstoß für den Abbruch der Ausbildung gibt schließlich ein Freund, der zu ihr sagt: „Du solltest es lieber lassen, du wirst immer eine höhere Tochter bleiben.“ Sie habe heulend auf der Straße gestanden, wohl wissend, dass ihr Freund Recht hatte. Die anschließende Anstellung als Sekretärin in der Kanzlei eines Bekannten endet nach drei Monaten mit der Heirat eines Mannes, den sie dort kennengelernt hatte. Das ist auch zugleich das Ende ihrer Berufslaufbahn.

Interessant ist nun, dass sie auch diese Unfähigkeit, sich den Anforderungen einer Theaterausbildung zu stellen, nicht als Versagen darstellt. In ihrer Position als Tochter einer vermögenden Familie ist eine Ausbildung zweitrangig. Zentral ist etwas anderes: Es geht um die Frage, welche Konsequenzen dieser Abbruch der Ausbildung für ihre sozialen Netzwerke hat. Zitat:

Weil ich ja nun auch immer in diesen ganzen Gesellschaftskreisen die Schauspielerin war. „Ach wie toll, Sie sind Schauspielerin!“ Die anderen machten alle was anderes. Und ich hab' mich gar nicht getraut, jemandem zu sagen, dass ich nun nicht mehr Schauspielerin werde, weil ich immer dachte, das ist so eine persönliche Enttäuschung für die.³

Das Problem der abgebrochenen Ausbildung liegt also nicht in der Blamage, es nicht geschafft zu haben, sondern darin, kein „bunter Hund“ mehr zu sein. Als angehende Schauspielerin war sie in ihrem Bekanntenkreis etwas Besonderes, und man konnte sie als solche bewundern. Es ist der Interviewten nicht peinlich, dass ihre biographische Erzählung keine Erfolgsgeschichte ist. Im Gegenteil: Indem sie souverän die Brüche in ihrem Leben aufdeckt, führt sie die Bedeutung ihrer Herkunftsfamilie vor. Sie muss keine Leistung ‚beweisen‘, sondern genießt ihre Stellung. Sie ist besonders.

Dabei scheint sie die Einwände zu kennen, die vor allem berufstätige Frauen gegen den von ihr gewählten Lebensweg vorbringen. Einer „feministisch ausgerichtete“ Freundin, die nicht begreifen könne, warum sie mit ihrer Position als nicht berufstätige Ehefrau zufrieden sei, würde sie immer entgegen halten, dass es ihr doch aufgrund des Einkommens ihres Mannes möglich sei, die Dinge zu tun, die ihr Spaß machen. Was ihr wirklich Spaß macht, ist die Arbeit in einer Stiftung, die Stipendien an junge Literaten, Musiker und Künstler vergibt. Wichtig ist für sie nicht, was eine Frau macht und ob diese Tätigkeit bezahlt wird. Wichtig ist vielmehr, nicht in der Privatheit zu versinken. Da ihr Mann mit seinem Geld ermöglicht, dass sie ihre Vorlieben pflegen kann und sie mit diesen Tätigkeiten Zugang zur Öffentlichkeit hat, sieht sie kein Problem in der Abhängigkeit von ihm. Wie um diese Gelassenheit zu unterstreichen, sagt sie, sie wisse nicht mal, wie viel Geld ihr Mann verdient. Völlig erstaunt frage ich daraufhin:

Sie wissen nicht, wie viel Geld Ihr Mann verdient?

Nein.

Nicht?

Nein. Hab' ich mich auch nie dafür interessiert. Mir ist es auch egal.

Mein Erstaunen über das Desinteresse an der Höhe des Einkommens ihres Mannes geht von zwei falschen Implikationen aus: Zum einen ist diese Frau letztendlich nicht von dem

3 Die folgenden Zitate sind für die Antrittsvorlesung gekürzt, ausführlich in Böhnisch 1999: 88

Geld ihres Mannes abhängig. Da sie über ein eigenes familiäres Vermögen verfügt, gibt es keinen Grund, warum sie sich für das Testament ihres Mannes interessieren sollte. Zum anderen verdient ihr Mann so viel Geld, dass sie ihm gegenüber nicht jede ausgegebene Mark erklären muss. Aber über diese beiden Aspekte, die ihre gelassene Haltung gegenüber ihrer ökonomischen Lebenslage plausibel machen, spricht die Interviewte nicht. Statt dessen stellt sie ihre Unwissenheit über die Höhe des Einkommens ihres Mannes heraus und leistet es sich, ‚Anti-Feministin‘ zu sein. Das heißt: Während andere Frauen berufstätig sein müssen, um Geld zu verdienen, kann diese Frau es sich leisten, unentgeltlich außerhäuslichen Tätigkeiten nachzugehen. Das unterscheidet sie auch von anderen Hausfrauen, denen nichts anderes übrig bleibt, als mit dem Geld zu haushalten und die keine Zeit für außerhäusliche Tätigkeiten haben.

Diese Unterscheidung sowohl von berufstätigen Frauen als auch von Hausfrauen anderer Schichten taucht in vielen meiner Interviews auf. Dabei werten die Frauen die Hausarbeit als banale, wenig sinnvolle Arbeit ab. Frauen, die sich „nur“ um die Hausarbeit kümmern, werden als „Hausmütterchen“ bezeichnet. Das heißt, in die Bemühung, mir die Vorteile ihrer Position zu schildern, ist eine Distinktion von Frauen anderer Schichten eingelassen.

Das zeigte sich schließlich auch im Verhältnis zu mir. Die Frauen nahmen mir gegenüber eine freundliche, paternalistische Haltung ein. So sagte eine Befragte, sie hätte mir das Interview zugesagt, weil sie einer jungen Frau gerne bei ihrer Doktorarbeit behilflich sei.

Bezogen auf das Thema der Reflexivität lässt sich festhalten: Ich bin beim Entwurf meiner Untersuchung von den strukturellen Problemen ausgegangen, die in unserer Gesellschaft für nicht erwerbstätige Frauen bestehen, die für die unentgeltliche familiäre Arbeit zuständig sind und damit materiell von ihren Ehemännern abhängen. Und ich ging von der Annahme aus, Gleichheit zwischen Frauen und Männern würde sich über die Berufstätigkeit beider herstellen. Das Geschlecht der sozialen Akteurinnen nahm ich also in den Blick, indem ich fragte, wem welche Sphäre und Arbeit zugewiesen wird. Frauen übernehmen *als Frauen* die nicht entlohnte Hausarbeit. Doch statt von Frau zu Frau über ihr Leben als nicht berufstätige Ehefrau und die für die Hausarbeit typischen Probleme zu sprechen, machen die von mir interviewten Frauen deutlich, dass sie nicht berufstätig sein *wollen* und stellen die individuellen Privilegien heraus, die ihnen aus ihrer Lebenssituation erwachsen. Anstatt sich als Hausfrau zu definieren, sprechen sie von den Vorteilen, die sie als nicht berufstätige Ehefrauen von Topmanagern genießen. Sie definieren einen schichtspezifischen Status als nicht berufstätige Ehefrau. Vor dem Hintergrund dieser Privilegien ist zu verstehen, warum die Frauen mehr Interesse an dem Erhalt ihres Status als Ehefrau/Mutter/Hausfrau haben als an einer eigenen beruflichen Karriere und/oder der Emanzipation von ihren Männern. Der Emanzipationsanspruch der gebildeten Mittelschichtfrauen ist für diese Frauen irrelevant. Diese Frauen wollen an ihrer Situation nichts ändern. Für sie ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung vielmehr eine Voraussetzung für ihren gesellschaftlichen Status. Dieses Selbstverständnis konnte ich nur herausarbeiten, weil ich meine eigene Position und die mit ihr verbundenen blinden Flecken systematisch im Rahmen der Auswertung meines Materials reflektiert und interpretiert habe.

Zum Zeitpunkt als meine Studie erschienen ist, sprachen in der deutschsprachigen Geschlechterforschung nur wenige von der Intersektionalität. Mittlerweile ist es für die meisten Geschlechterforscher_innen selbstverständlich geworden, von der Verwobenheit

verschiedener Formen symbolischer Herrschaft auszugehen. Man könnte auch sagen, in der Zwischenzeit ist aus der Kritik an dem „blinden Fleck“ und den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten der Frauenforschung ein ganzes Forschungsgebiet entstanden, in dem es darum geht, Unterschiede zwischen Frauen und zwischen Männern sowie unterschiedliche Formen der geschlechtlichen Existenzweise, der Sexualität, des Feminismus nicht nur wahrzunehmen, sondern in der Analyse auch als gleichwertig anzuerkennen.

Anhand meiner Untersuchung über die Eliten habe ich vor allem verdeutlicht, welche Form von Ergebnissen produziert wird, wenn die Reflexion des eigenen Standpunkts in die Analyse des Materials mit einbezogen wird. Wenn man dieses Vorgehen auf einen allseits bekannten Begriff bringen will, so bietet sich hierfür „Ideologiekritik“ an. Sie gehört zum festen Repertoire der Geschlechterforschung. In einem letzten Schritt möchte ich nun zeigen, dass aber auch mit dieser Perspektive „blinde Flecken“ verbunden sind.

Verkennungseffekt 2: „Falsches Bewusstsein“ der sozialen Akteur_innen über ihre gelebten Geschlechterverhältnisse

Diesen Verkennungseffekt möchte ich Ihnen an einem Aspekt verdeutlichen, der in der Geschlechterforschung allgemein als besonders charakteristisch für die aktuellen Geschlechterverhältnisse erachtet wird: die Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel.

Der Bereich der privaten Lebensführung wird in der wissenschaftlichen Debatte als einer der zentralen Orte angesehen, an dem sich sowohl grundlegende Veränderungen als auch starke Beharrungstendenzen beobachten lassen. Einerseits begreifen zunehmend mehr Frauen und Männer ihre Beziehung als Partnerschaft von Gleichen, in der sie alle Formen der Arbeit (Erwerbs-, Fürsorge- und Hausarbeit) ausüben. Andererseits weisen statistische Indikatoren auf eine zähe Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung hin. Frauen verrichten trotz zunehmender Erwerbsbeteiligung immer noch den Großteil der Haus- und Erziehungsarbeit.

Der hier interessierende Punkt ist, wie diese Gleichzeitigkeit von Altem und Neuem interpretiert wird. Dominant ist in der Geschlechterforschung ein ideologiekritischer Blick, der den Wandel in erster Linie auf der normativen Ebene ansiedelt. Aufgrund der Diskrepanz zu den traditionellen Alltagspraxen wird hier von einem falschen Bewusstsein der sozialen Akteur_innen gesprochen.

Diese Annahme dominiert seit dem Ende der 1990er Jahren die Untersuchungen zur familialen Arbeitsteilung. So stellen Koppetsch, Burkhart (1999) in „Die Illusion der Emanzipation“ fest, dass Paare quer durch alle sozialen Milieus von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung sprachen. Aber gemessen an der Menge der übernommenen Hausarbeit erwiesen sich die meisten untersuchten Arrangements als traditionell. Hausarbeit wurde also trotz des Anspruchs einer gerechten Arbeitsteilung immer noch überwiegend von Frauen verrichtet. Die Männer halfen allenfalls mit. Und selbst dabei war Anleitung und Druck der Partnerinnen notwendig. Auch wiederholten sich in den von Männern übernommenen Tätigkeiten geschlechtliche Zuschreibungen: Männer schleppten schwere Getränkekisten und übernahmen die grobe Reinigung der Wohnung. Anhand von ‚häuslichen Heldentaten‘, wie Bügelmarathons und Großeinkäufen, demonstrieren sie ihre überlegene Kompetenz. Resümierend stellten Koppetsch/Burkart fest, dass die von ihnen untersuchten Paare gerade *nicht* auf eine „symbolische Markierung der Geschlechtergrenzen bei den häuslichen Aktivitäten“ (ebd.: 210) verzichteten. Für Koppetsch/Burkhart war letztendlich ein zentraler Punkt, dass die Paare ihre Partnerschaft

trotz dieser geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung als gleichberechtigt beschreiben. So gesehen täuschen sich die Frauen und Männer über ihr eigenes Tun. Diese Illusion der Emanzipation hat weitreichende Konsequenzen, da sie die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zunehmend unsichtbar macht. Das wird noch dadurch verschärft, dass die Arbeitsteilung nicht mehr konventionell vorgeschrieben ist, sondern mit dem Gefühl der freien Wahl geschieht.

Die blinden Flecken der ideologiekritischen Analyse

Diese ideologiekritische Analyse macht auf wichtige Zusammenhänge aufmerksam. Gleichzeitig hat sie aber eine Reihe von „blinden Flecken“, die ich nun darstellen möchte. Der zentrale Punkt ist aus meiner Perspektive, dass in diesen Analysen die normativen Kriterien der Soziolog_innen verallgemeinert werden. Es wurde nämlich bislang nicht untersucht, was die sozialen Akteur_innen genau meinen, wenn sie von einer gleichen oder gerechten Arbeitsteilung sprechen. Vielmehr wird unterstellt, dass Paare von einer Verteilungsgerechtigkeit sprechen, die dann erfüllt ist, wenn beide gleich viel Arbeit im Haushalt erledigen. Aus der Perspektive der Soziolog_innen zählt quasi nur die messbare Anzahl der im Haushalt geleisteten Arbeitsstunden. Diese Verallgemeinerung der eigenen Annahmen über eine gerechte Arbeitsteilung hat zur Folge, dass eine Reihe alltäglicher Erfahrungen sowie die innere Logik alltäglicher Praxis nicht sichtbar werden können. Das möchte ich an meiner Untersuchung verdeutlichen, die unter dem Titel „Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung“ (König 2012) erschienen ist.

In dieser Untersuchung habe ich Paare interviewt, die unterschiedlichen sozialen Milieus angehören und deren Kindern weniger als 10 Jahre alt sind. Das Material besteht aus qualitativen Interviews, in denen die Paare vor allem in Form einer Geschichte erzählen, wie sie zu dem jeweiligen Arrangement gekommen sind, in dem sie die anfallende Haus-, Erziehungs- und Erwerbsarbeit erledigen.

Das Ideal einer ‚gerechten Arbeitsteilung‘ findet sich auch in meinem Material. Viele Paare sagen, dass „schon immer klar war“, dass sie die Arbeit teilen. Gemessen an den tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden im Haushalt könnte man auch diesen Paaren ein falsches Bewusstsein nachweisen. Doch in den Antworten auf meine Frage, was sie genau mit einer gerechten Arbeitsteilung meinen, wird deutlich, dass es den Paaren bei dem Anspruch der Arbeitsteilung in erster Linie nicht um das jeweilige quantitative Pensum geht. Entscheidend ist aus der Sicht der Paare vielmehr, dass beide für die reproduktiven Tätigkeiten *Verantwortung übernehmen* und beide die Möglichkeit haben, *alle Formen der Arbeit auszuüben*.

So sagt ein Alleinernährer, dass es nicht seinem Ideal entspricht, 100% erwerbstätig zu sein. Er möchte mehr Zeit mit seinen Kindern verbringen und „*wirklich einander genießen können als Familie*“. Sein Ideal ist, dass sie beide 50% erwerbstätig sind. Oder eine Frau sagt, ihr Mann würde sich zwar um die Kinder kümmern, aber er würde sich immer darauf verlassen, dass sie den Überblick hat, was gerade ansteht. Diese Delegation der Verantwortung empfindet sie als ungerecht – nicht die Anzahl der Stunden, die ihr Mann mit den Kindern verbringt.

Stellt man dieses Verständnis von gerechter Arbeitsteilung als Verantwortung beider Partner_innen in Rechnung, so tritt die Konsistenz von alltäglichen Praxen und normativen Vorstellungen in den Vordergrund. Das lässt sich an einem Interview mit einer selbständigen Grafikerin verdeutlichen, deren Mann auch selbständiger Grafiker ist.

Sie sagt:

Wir mussten nie Regeln aufstellen. Das hat einfach mit dem Engagement beider zu tun. Wenn der eine viel Arbeit hat, macht automatisch der andere mehr im Haushalt. Also wir haben keine Rollenteilung in dem Sinne: Der macht das immer und der andere macht dies. Der kocht dienstags und der freitags. Nein, manchmal kocht der, der zuerst hungrig ist oder der, der mehr Erbarmen hat.⁴

Das Gefühl eines „ausgeglichenen Zustandes“, wie diese Frau es nennt, stellt sich weniger aufgrund einer exakten Berechnung der jeweils geleisteten Arbeitsstunden her. Ausschlaggebend ist vielmehr die stete Erfüllung von Arbeiten. Solange beide ohne Aufforderung durch die oder den anderen Arbeiten übernehmen und den Erfordernissen der jeweiligen Situation entsprechend handeln, rechnet das Paar die jeweils geleisteten Arbeitsstunden nicht auf. Der zentrale Punkt ist: Beide fühlen sich für den Haushalt und das Kind verantwortlich und berücksichtigen in ihrem eigenen Handeln die Möglichkeiten und Interessen des jeweils anderen.

Mit diesem Fokus auf das Verständnis der sozialen Akteur_innen von Arbeitssteilung und ihrem Leben als Frau und als Mann werden schließlich auch noch weitere Veränderungen sichtbar: Auch wenn diese Paare nicht notwendig gleiche Mengen an Hausarbeit erledigen, so verändern sich die Selbstverständlichkeiten der geschlechtlichen Zuständigkeit doch maßgeblich. In einem solchen Arrangement macht das regulative Ideal der ‚guten Hausfrau‘, die alleine für den Haushalt zuständig ist, die Arbeit für die anderen Familienmitglieder erledigt und das zudem noch möglichst unsichtbar, keinen Sinn mehr.

Wenn zwei Menschen für dieselbe Arbeit verantwortlich sind, verdoppeln sich allerdings auch die Vorstellungen darüber, wie sie erledigt werden soll. Zum Alltag dieser Paare gehören Konflikte darüber, was gebügelt werden soll, wann und wie oft geputzt und aufgeräumt werden soll, welche Lebensmittel wo eingekauft werden sollen usw.

In all diesen Konflikten ist für die Paare *erlebbar*, dass das Ideal einer ‚gerechten Arbeitsteilung‘ unerreichbar ist – die Interviewten machen sich darüber keine falschen Illusionen. Das Problem liegt aus der Perspektive der Befragten eher in der Gesamtmenge der zu leistenden Arbeit. Die ist einfach zu groß. Die Grafikerin sagt:

„Manchmal hat man das Gefühl, man macht unheimlich viel und dass es immer noch mehr ist, aber beide haben dieses Gefühl“ (König 2012: 78).

Für die meisten dieser Paare liegt es deshalb nah, einen Teil der Hausarbeit an andere Frauen gegen Geld zu delegieren. Es sind diese anderen Frauen, die es den Paaren ermöglichen, eine gerechte Arbeitsteilung zu realisieren.

Trotz dieser Delegation eines Teils der Hausarbeit bleibt ein Problem ungelöst: Wenn alle immerzu arbeiten, ist unklar, wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von der Arbeit erholen soll. Infrage steht die Reproduktion der Arbeitskraft.

Fokussiert man nur diese als Doppelbelastung bezeichnete Situation der Frauen und Männer, übersieht man allerdings einen weiteren wichtigen Punkt: die Bedeutung von Hausarbeit verändert sich. Gerade weil diese Frauen und Männer nicht *ausschließlich* für die Haus- und Fürsorgearbeit zuständig sind, haben sie ein genuines Interesse an diesen Tätigkeiten. Der Partner der oben zitierten Frau erzählt beispielsweise, Bügeln sei

⁴ Für die Antrittsvorlesung gekürztes Zitat, ausführlich in König 2012: 68

eine Tätigkeit, die ihm Distanz zu seiner Erwerbsarbeit ermöglichen würde. Er könne dabei gut abschalten. Während es für die ‚gute Hausfrau‘ schwierig bis unmöglich ist, zu ihrer Arbeit Distanz herzustellen, ist die Hausarbeit hier Mittel der Distanzierung von der Erwerbsarbeit.

Interessanterweise distanzieren sich viele Interviewte, die alle Arbeiten übernehmen, auch von der Erwerbsarbeit bzw. sie weisen ihr vor dem Hintergrund der Erfahrungen in der Familie eine andere Bedeutung zu. Das wird in folgendem Zitat aus dem Interview mit einem Professor gut deutlich, der seit der Geburt des zweiten Kindes Alleinernährer ist:

„Herrgott, ich sitze in diesem Büro und mache irgendwelchen Mail Kram und lese langweilige Bücher und ich könnte zu Hause sein und mit meinen Kids spielen, das wäre viel sinnvoller und schöner“ (König 2012: 123).

Man kann dies als ein Lippenbekenntnis bezeichnen, das an der alten Geschlechterordnung wenig ändert. Dann übersieht man aber die Veränderungen, die sich gegenwärtig in dem Selbstverständnis abzeichnen, welches Frauen und Männer von sich haben. Und man übersieht, wie sich in diesen Vorstellungen vom Leben als Frau und als Mann auch die Vorstellungen von Beruf, Familie, Vaterschaft und Mutterschaft allmählich verändern. Wenn man sich auf diese Aspekte einlässt, wird besonders deutlich, dass Mannsein und Frausein nicht nur Dimensionen sozialer Ungleichheit sind, sondern es sich vor allem auch um bestimmte Arten zu leben handelt. Geschlecht ist, mit Andrea Maihofer gesprochen, eine Existenzweise.

Eine reflexive Wissenspraxis, so kann festgehalten werden, zeichnet sich genau dadurch aus, dass sie nicht die eigenen Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen zum Maßstab der Beobachtung macht, sondern einen Raum eröffnet, in dem die alltäglichen Erfahrungen der sozialen Akteur_innen sagbar sind und in der Analyse auch sichtbar gemacht werden.

Das ist gar nicht so einfach. Letztendlich ist es hierfür notwendig, die Historizität und Kontingenz des eigenen Denkens anzuerkennen. Mit Foucault könnte man sagen: Es geht um nichts Geringeres als um die „kritische Arbeit des Denkens an sich selber“ (Foucault 1989: 15f.). Wenn man aber anders denken will als man denkt und anders wahrnehmen möchte, als man sieht (ebd.), muss man Abstand von der Rechtfertigung dessen nehmen, was man schon weiß. Und das scheint gerade Wissenschaftler_innen häufig schwer zu fallen.

Literatur

- Böhnisch, T. 1999. Gattinnen. Die Frauen der Elite. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, P. 1991. Leçon sur la leçon. In: Ders.: Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp. 47-81.
- Bourdieu, P. 2005. Die männliche Herrschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Duden, B. 1991. Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und sein Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, M. 1989. Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, E. 2001. Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders.: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag. 105-158.

- Honegger, C. 1991. Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. 1750-1850. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- König, T. 2012. Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, C. und Burkart, G. 1999. Die Illusion der Emanzipation. Konstanz: UVK.
- Laqueur, T. 1996. Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. München: Dt. Taschenbuch-Verlag.
- Maihofer, A. 1995. Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt: Helmer.
- Meulenbelt, A. 1993. Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Nickel, H. M. 2000. Sozialwissenschaften. In: von Braun, C./Stephan, I. (Hg.): Gender-Studien: Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: Metzler. 130-141.
- Raphael, L. 1989. Klassenkämpfe und politisches Feld. Plädoyer für eine Weiterführung Bourdieuscher Fragestellungen in der Politischen Soziologie. In: Eder, K. (Hg.). Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Frankfurt: Suhrkamp. 71-110.

Dr. Tomke König

Professorin für Geschlechtersoziologie
Universität Bielefeld
tomke.koenig@uni-bielefeld.de

Mechtild Oechsle

Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel: Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen¹



Quelle: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/oechsle/aktuell.htm>

In Zentrum meiner Abschiedsvorlesung steht die Frage nach den kreativen Subjekten, den Gesellschaftsmitgliedern, die in ihrer Lebensführung – ihrem alltäglichen und biographischen Handeln – mit komplexen Handlungsproblemen in einer sich wandelnden Gesellschaft konfrontiert sind und versuchen müssen, Lösungen dafür zu finden. Diese Fragestellung durchzieht viele meiner Studien und ich möchte in der heutigen Vorlesung einen Rückblick auf diesen wichtigen Strang meiner langjährigen Forschungsarbeit geben und das Verbindende dieser Studien herausarbeiten.

1. Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel

Sozialer Wandel verändert für viele Menschen die Koordinaten ihrer Lebensführung und Lebensplanung. Er ist erfahrbar in Situationen der Unsicherheit und des Routineverlusts, in Orientierungs- und Handlungskrisen, in der Suche nach neuen Orientierungen und brauchbaren Handlungsmustern und wird relevant in der alltäglichen Lebensführung wie in biographischen Übergängen. Als gegenwärtige Hauptlinien des sozialen Wandels lassen sich der Übergang zu einer postfordistischen Wirtschaft, die Individualisierung der Lebensführung, der Wandel der Geschlechterverhältnisse und eine fortschreitende Globalisierung nennen (Schimank 2012).

Die Verknüpfung von gesellschaftlichem Wandel und Lebensführung – in einer subjektorientierten Perspektive – war und ist ein zentrales Thema meiner langjährigen Forschungsarbeit. Mich interessieren hierbei vor allem folgende Fragen: Wie nehmen bestimmte Gruppen von Gesellschaftsmitgliedern ihre komplexe und sich im Wandel befindende Lebenswelt wahr, welche *Deutungen und Alltagstheorien* entwickeln sie? Auf welche Handlungsprobleme stoßen sie und welche Lösungen, welche Handlungsmuster entwickeln sie? *Krise* und *Kreativität* bilden m. E. ein geeignetes Begriffspaar, um diese Konstellation von sozialem Wandel und Lebensführung zu beschreiben. Dazu gehört natürlich auch die Frage nach den *strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen* – wie wird Handeln dadurch strukturiert und inwieweit wirkt dieses Handeln auf Strukturen und Institutionen zurück – dies ist ja die Giddens'sche These einer Dualität von Strukturen.

Es geht also um die handlungstheoretisch zu fassende Analyse sozialen Wandels auf der Ebene alltäglicher Lebensführung und biographischen Handelns. Die Faszination dieses Themas ist für mich auch heute noch unverändert und ich finde es immer wieder von neuem spannend, die Sichtweisen, Deutungen und Handlungsstrategien der Gesellschaftsmitglieder zu rekonstruieren und im Kontext sozialen Wandels zu analysieren.

¹ Verschriftete Version der Abschiedsvorlesung am 21. Januar 2015, Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld

Im Rahmen meiner heutigen Abschiedsvorlesung möchte ich vor allem vier Studien herausgreifen, für die der Zusammenhang von sozialem Wandel und Lebensführung von zentraler Bedeutung ist.

- Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe (Geissler, Oechsle 1996)
- Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer (Oechsle, Knauf, Maschetzke, Rosowski 2009)
- Studium und Beruf. Studienstrategien – Praxiskonzepte – Professionsverständnis (Hessler, Oechsle, Scharlau 2013)
- Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung²

Diese vier Studien befassen sich in besonders expliziter Weise mit dem Zusammenhang von Lebensführung und gesellschaftlichem Wandel. Zwei fokussieren auf den biographischen Übergang von der Schule in Ausbildung, Studium und Beruf und die damit verbundenen Deutungen und Handlungsstrategien; zwei nehmen Lebensplanung und Lebensführung von (jungen) Frauen und Vätern im Spannungsfeld verschiedener Institutionen in den Blick. Ich werde in meiner Vorlesung v.a. auf zwei Studien näher eingehen, die sich mit der Berufsorientierung junger Erwachsener und der Lebensführung von Vätern befassen. Zuvor skizziere ich den handlungstheoretischen Rahmen, an dem ich mich orientiere. Ich werde ein theoretisches Modell vorstellen, das es erlaubt, sowohl die Krisenhaftigkeit des Handelns in alltäglichen (und biographischen) Situationen, aber auch die Kreativität des Handelns, die Entwicklung neuer Handlungsmuster im Kontext gesellschaftlichen Wandels zu verstehen und theoretisch zu fassen.

2. Handlungskrisen und kreative Subjekte: ein handlungstheoretisches Modell

Ich beginne mit dem *pragmatischen Handlungsmodell* und seinen *Stufen des Handelns*. Die Kreativität des Handelns ist ein zentrales Element in diesem Modell und Joas hat diese Qualität menschlichen Handelns in seiner Studie über die „Kreativität des Handelns“ in überzeugender Weise herausgearbeitet (Joas 1996). Ich möchte zeigen, dass dieses Modell, mit einigen Erweiterungen, auch eine brauchbare Heuristik bereitstellt, um alltägliches und biographisches Handeln und die damit verbundenen Handlungsprobleme und Handlungskrisen im Kontext sozialen Wandels sinnvoll zu beschreiben. Die Stufen des Handelns beschreiben eine zyklische Struktur des Handelns (Schubert 2009, Joas 1996).

Ausgangspunkt jeden Handelns sind *Handlungsgewohnheiten*, „*habits*“ auf dem Hintergrund kultureller Leitbilder, institutionalisierter sozialer Normen, impliziten Wissens und inkorporierter Praktiken. Diese Handlungsgewohnheiten brechen sich an kontingenten Situationen, an veränderten sozialen Strukturen oder werden irritiert durch sich wandelnde Orientierungen und Wünsche der beteiligten Akteure. Handlungsrouninen werden gestört durch problematische Situationen, Widersprüche, Konflikte – es entwickeln sich alltägliche oder auch biographische *Handlungskrisen* und ein entsprechendes Krisenbewusstsein. In der Auseinandersetzung mit Handlungsblockierungen werden Handlungsrouninen und das ihnen zugrunde liegende (implizite) Wissen bewusst, ihre Geltung wird in Frage gestellt und nach neuen Lösungsmöglichkeiten gesucht, es entwickelt sich ein *experimentelles Bewusstsein*. Um alte Routinen abzulösen, bedürfen neue Handlungsmuster der Begründung und der Rechtfertigung; diese Phase lässt sich als *Legitimation* fassen und ist von diskursivem Bewusstsein bestimmt. Der Handlungsprozess kommt zu einem, wenn auch immer nur

2 Laufendes Projekt, weitere Informationen unter: <https://sfb882.uni-bielefeld.de/de/projects/b5>

temporärem Abschluss durch die Institutionalisierung und Habitualisierung der neuen Handlungsmuster, es entstehen *neue Handlungsgewohnheiten*.

Dieses Modell ist allerdings zu stark auf kleine, alltägliche Handlungssequenzen beschränkt. Joas kritisiert die mikrosoziologische Engführung des pragmatistischen Handlungsmodells und stellt fest, dass es „häufig an Gegenständen geringer makrosoziologischer Relevanz entwickelt (wird) und der analytische Reichtum des symbolischen Interaktionismus für eine historisch reflektierte und politisch orientierte Gegenwartsdiagnose ungenutzt (bleibt)“ (Joas 1992, S. 60). Wichtig sind deshalb eine makrosoziologische Kontextuierung und der Blick auf langfristige, in sozialen Transformationsprozessen situierte Handlungskrisen.

Auf dem Hintergrund dieser Kritik werde ich im Folgenden das pragmatistische Handlungsmodell mit Giddens erweitern. Giddens Stratifikationsmodell des handelnden Selbst war ein wichtiger theoretischer Bezugspunkt sowohl für die „Lebensplanung junger Frauen“ als auch für „Abitur und was dann?“ Zentral für das Giddens'sche Handlungsmodell ist die Theorie der Strukturierung, die Vorstellung einer Dualität von Struktur. Soziale Strukturen werden hierbei zugleich als Ermöglichung und Begrenzung des Handelns, als Medium und als Resultat der Praxis gefasst. Giddens unterscheidet, ähnlich wie das pragmatistische Handlungsmodell, Handlungsrationalisierung und reflexive Handlungssteuerung. Es gibt für ihn keine feste Trennungslinie zwischen praktischem und reflexivem Bewusstsein, die Übergänge sind fließend. *Handlungsrationalisierungen* bilden gewissermaßen den Normalfall des Alltagshandelns, sie beruhen auf implizitem Wissen, das aber auf Nachfrage auch expliziert werden kann. Handlungsrationalisierungen sind zentral für die Reproduktion sozialer Strukturen. Reflexive *Handlungssteuerung* und *diskursives Bewusstsein* sind bei Giddens mehr als eine Stufe im zyklischen Handlungsprozess, sie sind zentrale Merkmale der reflexiven Moderne. Reflexive Handlungssteuerung impliziert eine Reflexion der Handlungsabsichten bereits vor der Handlung, sie bezieht sich auf vergangene eigene Erfahrungen, die Erfahrungen Anderer und das Wissen über soziale Strukturen, Giddens spricht hier vom *diskursiven Wissen*. Ein zentrales Beispiel für diesen Handlungstyp ist die reflexive Steuerung des eigenen Lebenslaufs, die Lebensplanung (Giddens 1992, 1991). Lebensplanung und Lebensführung sind immer situiert und begrenzt – durch unerkannte Handlungsbedingungen wie durch nicht-intendierte Handlungsfolgen.

Neben dem pragmatistischen Handlungsmodell und dem Giddenschen Konzept des handelnden Selbst möchte ich in einem dritten Schritt einige Grundelemente der Praxistheorie aufgreifen, die mir für die Analyse des Zusammenhangs von alltäglicher Lebensführung und sozialem Wandel und insbesondere für die Lebensführung von Vätern relevant erscheinen. Wichtig in diesem Theorieansatz ist die *Kontextualität* von Praktiken: Handlungen können nicht isoliert betrachtet werden, sie sind stets in einen Kontext eingebettet und stehen in Relation zu anderen Praktiken. Auch die *Nicht-Bewusstheit und Körperlichkeit* von Praktiken ist ein wichtiges Element praxistheoretischer Ansätze. Kontextualität und Körperlichkeit von Praktiken finden sich, in etwas anderer Begrifflichkeit, übrigens auch bei Giddens, wie Giddens im weiteren Sinne ja durchaus der Theoriefamilie der Praxistheorie zugerechnet wird. Für mich ist Giddens aber auch ein Bindeglied zwischen Pragmatismus und Praxistheorie, wie überhaupt *Anschlussmöglichkeiten* zwischen Pragmatismus und Praxistheorie aktuell ein wichtiges Thema in der soziologischen Theoriediskussion sind (Bogusz 2012, Schäfer 2012, Dalton 2004). Beide Momente – Kontextualität und Nicht-Bewusstheit von Praktiken – beto-

nen das Beharrungsvermögen sozialer Praktiken.

Wichtig für meine Fragestellung ist aber auch die Frage nach der *Offenheit und Veränderbarkeit* sozialer Praktiken, wie sie etwa Reckwitz in seinem Beitrag über die „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“ diskutiert hat. Reckwitz nennt wesentliche Merkmale von Praxis, die in sich schon den Kern von Offenheit und Veränderbarkeit beinhalten: die Überraschungen des Kontextes, die Zeitlichkeit des Vollzugs, die lose Kopplung von verschiedenen Komplexen sozialer Praktiken, die zu einer Konkurrenz unterschiedlicher sozialer Logiken und einer Situation interpretativer Mehrdeutigkeit führen und er beschreibt das Subjekt als lose gekoppeltes Bündel von Wissensformen, das letztlich zu einer Unberechenbarkeit des Handelns führt (Reckwitz 2003, Schäfer 2013). Leider kann ich diesen Aspekt an dieser Stelle nicht weiter ausführen, aber es lohnt sich, sich mit den Überlegungen von Reckwitz detaillierter zu befassen. Alle drei genannten Aspekte – Kontextualität und Körperlichkeit von Praktiken und ihre Offenheit und Veränderbarkeit – sind wichtig, weil sie das Spannungsverhältnis von „*Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*“ (Schäfer 2013) deutlich machen.

Mit diesem theoretischen Rahmen, dem pragmatistischen Handlungsmodell mit seinen Handlungsstufen, dem Giddenschen Modell des handelnden Selbst und seiner Unterscheidung von Handlungsrationalisierung und reflexiver Handlungssteuerung sowie Aspekten der Praxistheorie mit der Betonung des Beharrungsvermögens sozialer Praktiken, aber auch mit dem Blick auf die „Instabilität der Praxis“ möchte ich im Folgenden einen Blick auf Handlungskrisen, aber auch die Kreativität des Handelns der Gesellschaftsmitglieder in bestimmten Konstellationen sozialen Wandels werfen. Ich komme zu meinem dritten Teil – den empirischen Studien.

3. Empirische Studien: Berufsorientierung und väterliche Lebensführung

3.1. Berufsorientierung Jugendlicher

Ich beginne mit der Situation Jugendlicher im Übergang von der Schule in Ausbildung und Beruf, wie wir sie in „Abitur und was dann?“ analysiert haben. Auf gesellschaftlicher Ebene können wir eine Destandardisierung von Lebensläufen und Übergangsmustern und entsprechende kulturelle Leitbilder und Diskurse zu Selbstverantwortung und Selbstverwirklichung feststellen. Der tiefgreifende Wandel von Ausbildung und Studium führt zu einer Vielfalt von Studiengängen und produziert neue Unübersichtlichkeit. Begleitet wird dies durch eine Vielfalt an institutionellen Orientierungsangeboten und verschiedenen Akteuren mit heterogenem Wissen und differenten Berufswahlkonzepten; diese Vielfalt an Orientierungsangeboten wird für Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend zu einem weiteren Element der Unübersichtlichkeit in diesem Übergang. Auch Erwerbsarbeit und Arbeitsmarkt sind von einem tiefgreifenden Strukturwandel geprägt, Subjektivierung, Prekarisierung und Entgrenzung von Arbeit sind hier wichtige Stichworte (Moldaschl, Voß 2002, Gottschall, Voß 2003). Für Jugendliche bedeutet dies, sich mit neuen Berufsbildern und veränderten Qualifikationsanforderungen auseinanderzusetzen. Aber nicht nur die strukturelle Seite von Berufsorientierungsprozessen hat sich verändert, auch die subjektive Seite befindet sich im Wandel: Studien belegen veränderte Lebensentwürfe und Arbeitsorientierungen mit einer Gleichzeitigkeit von hohen subjektbezogenen und materiell-reproduktionsbezogene Orientierungen, die den Übergang von der Schule in die Arbeitswelt für Jugendliche und junge Erwachsene nicht einfacher machen. Sie sind konfrontiert mit komplexen Entscheidungssituationen

und hohen Anforderungen an biographische Selbststeuerung: „Übergangskompetenz“ ist hier das zentrale Stichwort – damit ist gemeint die Fähigkeit zur „lebenslangen eigenverantwortlichen Arbeits- und Berufswahl.“

Wie nehmen Jugendliche und junge Erwachsene diese Handlungssituation im Übergang von der Schule in (universitäre) Ausbildung und Beruf wahr, in welche Handlungskrisen geraten sie hierbei? Die folgenden Zitate machen deutlich, wie sehr Jugendliche und junge Erwachsene den Übergang und die Anforderung der Berufsorientierung als krisenhaft wahrnehmen.³

„Das ist die bescheuertste Situation, man steht hier so und alle Türen sind so offen und man kann sich nicht entscheiden, was soll man denn machen. Bei so einem Angebot, da wird man erschlagen und alles könnte falsch sein und man muss den richtigen Weg finden.“ (Falko)

„Es gibt so viele Sachen, von denen ich noch gar nicht weiß, dass es sie gibt.“ (Felix)

„Ich habe Angst, dass ich keine Arbeitsstelle finde oder nach England nicht so genau weiß, was ich wirklich machen möchte. [...] Ich weiß auch nicht, ob ich 'ne Familie haben möchte oder, weiß nicht genau. [...] Gerade jetzt, wo es so sehr um meinen Beruf und meine Zukunft geht, mach ich mir sehr viel Gedanken darum.“ (Rahel)

Wissensbestände und implizites Wissen spielen eine wichtige Rolle in den Orientierungsprozessen Jugendlicher in dieser Übergangsphase. An welchem Konzept von Berufswahl orientieren sich junge Erwachsene heute, von welchen (impliziten) Annahmen über die Berufswahl gehen sie aus? Häufig finden wir ein Berufswahlkonzept, das davon ausgeht, dass mit der Entscheidung über eine bestimmte Studienrichtung oder einen konkreten Ausbildungsberuf eine langfristige Entscheidung getroffen wird – Berufswahl wird in dieser Perspektive zur ‚Entscheidung für einen Lebensberuf‘.

„Ich hab's dann lieber, wenn ich irgendwas finde, was mich interessiert, was mich wirklich interessiert. Dass ich das dann, wenn's geht, wenn's mir möglich ist, wirklich bis zur Rente dann mache.“ (Saskia)

„Obwohl man natürlich immer sagt, dass es heutzutage so ist, dass die Leute in ihrem ganzen Leben mehr als ein oder zwei Berufe ausüben. Eigentlich wollte ich aber doch schon einen festen Beruf haben.“ (Philipp)

Es liegt auf der Hand, dass unter den beschriebenen Rahmenbedingungen solche Vorstellungen eines ‚Lebensberufs‘ nicht sehr hilfreich für Orientierungs- und Entscheidungsprozesse von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind, umso mehr, wenn sich strukturelle Ungewissheiten mit stark subjektorientierten Vorstellungen über den richtigen, zu einem passenden Beruf verbinden. In unserer Studie finden wir zahlreiche Erzählungen und Reflexionen darüber, wie Jugendliche und junge Erwachsene mit solchen Vorstellungen über die Berufswahl als Entscheidung für einen Lebensberuf ringen und nach Orientierungen suchen.

Ein Teil der Jugendlichen hat sich von solchen Konzepten verabschiedet; ihr

³ Für die Abschiedsvorlesung gekürzte Zitate, ausführlich in Oechsle 2009.

Berufswahlkonzept könnte man als ‚Abschied vom Lebensberuf‘ charakterisieren. Amelie beschreibt sehr anschaulich den krisenhaften Prozess der Umorientierung – man kann ihre Erzählung als empirisches Beispiel für das pragmatistische Modell der Handlungskrisen und Giddens Überlegungen zur reflexiven Handlungssteuerung lesen:

„Eine Zeitlang hatte ich so Zukunftsängste [...] 13 Jahre, die man wohl behütet war, sind vorbei und dann kommt was anderes und man muss sich irgendwie neu orientieren. [...] Ich hab‘ dann so ein bisschen die Vorstellung aufgegeben, dass ich sofort ins Schwarze treffe und das Richtige für mich finde [...] Das war vor allem ein sehr harter innerer Prozess, dass man immer denkt, man müsste sich nach der Schule direkt für das entscheiden, für seine gesamte Zukunft entscheiden, das Gefühl hatte ich immer, dass die Entscheidung, die ich jetzt treffe, so mein ganzes späteres Leben total beeinflusst, davon bin ich jetzt ein bisschen abgekommen“ (Amelie)

Man könnte die Handlungskrisen Jugendlicher und junger Erwachsener im Prozess der Berufs- und Studienorientierung noch sehr viel ausführlicher beleuchten und die Publikation „Abitur und was dann?“ bietet hier detaillierte Analysen – das würde aber den Rahmen dieser Abschiedsvorlesung sprengen.

3.2. Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung

Ich komme zu meinem zweiten empirischen Beispiel, der Lebensführung von Vätern zwischen Beruf und Familie. Die strukturellen, institutionellen und kulturellen Rahmenbedingungen für das alltägliche (und biographische) Handeln von Vätern heute lassen sich wie folgt charakterisieren (Oechsle, Müller, Hess 2012): Wir beobachten einen partiellen *Wandel wohlfahrtsstaatlicher Institutionen* (Ostner 2006) mit insgesamt *widersprüchlichen Anreizen und Programmatiken*. Einerseits finden sich immer noch Elemente einer institutionellen Unterstützung traditioneller Modelle geschlechtlicher Arbeitsteilung (z.B. Ehegattensplitting, Betreuungsgeld u.a.m), andererseits orientiert sich die deutsche Familienpolitik zunehmend am Modell skandinavischer Wohlfahrtsstaaten mit der Betonung von Geschlechtergleichheit und schafft damit neue Anspruchsberechtigungen für berufstätige Väter, aber auch neue Erwartungen. Auf *kultureller Ebene* stellen wir *ambivalente Leitbilder* fest: Es gibt zum einen das Leitbild des aktiven, involvierten Vaters, der stärker in den Familienalltag integriert ist, einen gleichberechtigten Anteil an der Kinderbetreuung übernimmt und der Erzieher der Kinder ist; auf der anderen Seite sehen sie sich Väter häufig noch als der Haupternährer der Familie (Lück 2015, Fthenakis, Minsel 2002). Dominant in Deutschland ist nach wie vor die modernisierte Versorgungsehe (Pfau-Effinger 2005) mit dem Vater als Haupternährer und der Mutter als dazuverdienende Erzieherin und Betreuerin der Kinder. Vergeschlechtlichte Leitbilder von Care und hegemoniale Männlichkeitsleitbilder stehen im Kontrast zu Leitbildern von Geschlechtergleichheit – insgesamt also eine sehr widersprüchliche Gemengelage verschiedener Leitbilder mit divergenten Erwartungen an Väter (Schneider, Diabaté, Ruckdeschel 2015).

Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit (Gottschall, Voß 2003, Moldaschl, Voß 2002) führen zu widersprüchlichen Vereinbarkeitskonstellationen: Sie eröffnen Gestaltungsspielräume für flexible Vereinbarkeitsarrangements, führen aber auch zu einer Verdichtung von Arbeit und zu erhöhten Ansprüchen an Verfügbarkeit. Familienfreundlichkeit wird zu einem wichtigen Leitbild in der Selbstpräsentation von Unternehmen, die sich verstärkt um entsprechende Zertifizierungen bemühen und

entsprechende Programme anbieten. Auf der anderen Seite erschweren Präsenzkultur, Verfügbarkeitswartungen und ungeschriebene Regeln in Organisationen nicht selten die Nutzung der familienfreundlichen Angebote und machen Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht nur für Mütter, sondern zunehmend auch für Väter zum Problem.

Auch im Bereich *familiärer Lebensführung* sind die Anforderungen an die alltägliche Herstellungsleistung von Familie (Jurczyk, Lange, Thiessen 2014) gestiegen und Väter sind zunehmend in dieses alltägliche *doing family* involviert. Auf dem Hintergrund eines Wandels in den Geschlechterverhältnissen sind familiäre Arbeitsteilung und die Art und Weise des familialen Zusammenlebens nicht mehr selbstverständlich und besitzen keine unhinterfragte Geltung mehr. Familie ist auch für Väter nicht mehr uneingeschränkt der „sichere Hafen“ (Hochschild 2002), sondern wird zunehmend zu einem Ort der Aushandlung von Prioritäten, der Verteilung von (zeitlichen) Ressourcen und der Durchsetzung von Geltungsansprüchen. Diese Rahmenbedingungen stellen komplexe Anforderungen an die alltägliche Lebensführung und das biographische Handeln von Vätern und ich möchte im Folgenden einige Facetten der alltäglichen Handlungskrisen von Vätern genauer beleuchten:⁴

Ambivalente Leitbilder

„Was macht mich als Vater aus? Ja, das klassische Modell von, einmal der Ernährer, aber das ist nicht das Wichtigste. Als Vater ist für mich das Wichtigste, für meine Kinder da zu sein, Hilfestellung zu geben, dass sie eigenständig werden, [...] auf Bedürfnisse der Kinder eingehen.“

„Früher war das irgendwie selbstverständlicher, dass der Vater der bringt das Geld nach Hause, dann muss er halt abends auch nicht da sein [...] und heute ist der eigene Anspruch einfach anders [...] das macht [...] heutzutage Vatersein ein bisschen stressiger als früher.“

Die Zitate machen die Gleichzeitigkeit verschiedener Leitbilder von Vaterschaft deutlich, auf die sich Väter heute beziehen: Das Leitbild des männlichen Familienernährers ist keineswegs verabschiedet, wird aber überlagert vom Leitbild des involvierten Vaters, der als Erzieher seine Kinder beim Aufwachsen begleiten möchte. Bemerkenswert ist die Reflexivität, mit der Väter über den Wandel von Leitbildern und den Folgen für die eigene Lebensführung nachdenken.

Väter im Familienalltag

Bei nicht wenigen Vätern finden wir eine Unsicherheit über den Stellenwert im Familiengefüge, sie haben das Gefühl, „abkömmlich“ und „einfach über zu sein“. Dagegen setzen sie den Wunsch, mehr Zeit mit den Kindern zu verbringen, sie finden es wichtig, „dass man Zeit investiert“. Allerdings wissen sie manchmal nicht so genau, wie diese gemeinsame Zeit zu gestalten ist.

„Ich weiß gar nicht so genau, wie andere ihre Zeit mit den Kindern verbringen [...], wie kann man das gestalten?“

Wir sehen fehlende Routinen des alltäglichen „doing family“ und beobachten ein ‚Ringen‘ um die Etablierung neuer Praktiken. Väter haben Angst, Entwicklungsschritte der Kinder zu verpassen – „*verpasste Zeit*“ ist ein wichtiger Topos in den Erzählungen der

⁴ Für die Abschiedsvorlesung gekürzte Zitate, ausführlich in Oechsle, Reimer 2016

Väter – und sie möchten auf keinen Fall abwesende Väter oder nur Wochenendväter sein. So versuchen Väter, einen festen Badetag während der Woche als ‚jour fixe‘ zu etablieren, in Absprache mit ihrer Partnerin verbindliche Tage festzulegen, an denen sie die Kinder ins Bett bringen oder vom Kindergarten abholen und nicht selten scheitern diese guten Absichten an den ausufernden zeitlichen Anforderungen des Arbeitsalltags und den Verfügbarkeitsersparungen von Vorgesetzten und Kollegen.

Berufstätige Väter – fehlende Normalität aktiver Vaterschaft

Die Nutzung von Elternzeit und die Gestaltung flexibler Arbeitszeiten für familiäre Belange sind zwei zentrale Handlungsprobleme der befragten Väter. Ein Vater beschreibt, stellvertretend für viele andere Väter, den inneren Entscheidungsprozess hinsichtlich der Frage, ob und wie lange er Elternzeit nehmen soll.

„Ich habe lange mit mir gerungen [...]. Wie wird so ein Signal aufgenommen, wie ticken denn diese Menschen da, mein Geschäftsführer, mein neuer Chef? [...] Es gibt Menschen, die die Entscheidung eines Mannes, Elternzeit zu nehmen - und sei es auch nur für zweimal einen Monat, wie bei mir – dahingehend interpretieren, dass derjenige weniger Wille hat, sich beruflich zu engagieren, als man sich das so wünscht. Das war meine Befürchtung an der Stelle.“

Auch bei der Gestaltung und Nutzung flexibler Arbeitszeiten finden wir eine starke Orientierung an ungeschriebenen Regeln und impliziten Erwartungen, die die Nutzung von Gleitzeit oder Home Office für familiäre Belange einschränkt. Väter beschreiben diesen Zwiespalt als Dilemma und als Handlungskrise: Sie fühlen sich hin- und hergerissen, sind irritiert und manchmal fast befremdet über ihre eigenen Verhaltensweisen. Sie versuchen, das eigene Vatersein eher *unsichtbar* zu machen und sich in ihrem Handeln eng an eingespielte Praktiken der Organisation anzuschließen.

Biographische Handlungskrisen

Handlungskrisen werden aber nicht nur im alltäglichen Handeln sichtbar, sie äußern sich auch im Zweifel über die eigenen biographischen Entscheidungen und nicht wenige Väter fragen sich, ob sie im Verhältnis von Familie und Beruf die richtigen Prioritäten setzen.

„Man zweifelt schon halt öfters mal, ob das jetzt so die richtige Prioritätensetzung ist, die man da hat. Aber wenn man auf der Arbeit ist, ist man auch in seinem kleinen Mikrokosmos hier und hat so viel Stress, bis in den Abend hinein, dass man das gut verdrängen kann einfach. Das fällt einem immer nur zu Hause auf und deswegen ändert man wahrscheinlich auch nicht so richtig was dran.“

Väter fühlen sich hin- und hergerissen zwischen dem Sog der Arbeit und der eingespielten Routinen am Arbeitsplatz und dem Alltag in der Familie – und häufig erweist sich der Mikrokosmos der Arbeit als stärker als alle Wünsche, ein engagierter, involvierter Vater zu sein. Auch die Zweifel der Väter an ihren eigenen Prioritäten kommen dagegen nicht an. Man könnte fast von einer Krise der Selbstwirksamkeit (Bandura 1997) sprechen: Viele der befragten Väter sehen sich eher als Spielball der Erwartungen von Familie und Unternehmen denn als handelnde und selbstwirksame Subjekte.

Wunsch nach gesellschaftlichem Wandel

Gerade deshalb ist der Wunsch nach einer stärkeren Normalisierung aktiver Vaterschaft bei den befragten Vätern so ausgeprägt. Auf die Frage, wie er sich das Leben von Vätern in 20 Jahren vorstellt, antwortet ein Vater:

„Ich hoffe, dass das gesellschaftliche Verständnis dafür gewachsen ist, vertieft ist. Dass das dann ganz normal ist, wie in anderen Ländern, wo das ganz normal ist, dass Väter, ich glaube sogar in Schweden ist es sogar so, die müssen sogar zwei Monate Urlaub nehmen. [...] Also das ist ein ganz anderes Verhältnis zu Familie überhaupt da vom Gesetzgeber. [...] Und dass dann überhaupt die Möglichkeit für mehr Väter ist, das in Anspruch zu nehmen. Ohne vielleicht Angst zu haben, dass sie ihren Job danach verlieren.“

Interessant ist hier der Bezug auf aktuelle familienpolitische Diskurse und soziale Vergleiche mit anderen Ländern, in denen Väter zwei Monate Elternzeit nehmen „*müssen*“ – so die nicht ganz richtige Darstellung, die aber viel von den Wünschen dieses Vaters verrät. Der „Gesetzgeber“ erscheint in dieser Wahrnehmung als wichtigster Akteur, der in der Lage ist, einen gesellschaftlichen Wandel auch in den Unternehmen durchzusetzen.

4. Fazit: Stufen des Handelns – Krise und Kreativität*Handlungskrisen*

Beeindruckend in den genannten Studien sind die dichten Beschreibungen und Erzählungen von Handlungsproblemen, Krisen und Konflikten oder auch von Irritationen und Unbehagen in alltäglichen Handlungszusammenhängen. Auslöser für Handlungskrisen sind unterschiedlicher Natur: Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Prozess der Berufsorientierung spielen ‚*obsolete*‘ *Wissensbestände* wie z.B. das Berufswahlkonzept „Entscheidung für einen Lebensberuf“ eine wichtige Rolle. Auch andere Alltagstheorien, wie wir sie im STEP-Projekt untersucht haben (Hessler, Oechsle, Scharlau 2013) können zu Handlungskrisen führen, wenn sie mit veränderten Strukturen von Studium und Wissenschaft, Beruflichkeit und Arbeitsmarkt kollidieren und keine brauchbare Orientierung mehr leisten – hier könnte man von einem *cultural lag* sprechen. Auch die *Ungleichzeitigkeit von Leitbildern* und das Hinterherhinken der Institutionen (*institutional lag*) sind wichtige Auslöser von Handlungskrisen. Dies ist ein wichtiges Thema in den Studien über die „Lebensplanung junger Frauen“ und „Lebensführung von Vätern“. Neue Leitbilder von Vaterschaft brechen sich an Geschlechterstereotypen im Familienalltag und am Leitbild des durch keinerlei Familienverpflichtungen beschränkten Arbeitnehmers in den Arbeitsorganisationen und führen zu krisenhaften Momenten in der alltäglichen Lebensführung von Vätern. Ein weiterer Auslöser für Handlungskrisen sind *widersprüchliche institutionelle Anreize* (Beispiel Familienpolitik) oder *Inkonsistenzen* zwischen formalen Programmen und impliziten Erwartungen und ungeschriebenen Regeln in Organisationen, die Lebensführung der Mehrzahl der Väter heute ist ein gutes Beispiel dafür.

Experiment/kreatives Handeln

Neue Handlungsmuster ergeben sich durch die *Reflexion und Veränderung von Alltagstheorien*. Das Beispiel Amelie – Abschied vom Lebensberuf – zeigt den konflikthaften Prozess der Infragestellung alter Gewissheiten und der Suche nach neuen Handlungsmustern. Es wirft aber auch Fragen nach der (ungleichen) Verteilung von Ressourcen und Kompetenzen auf, die hierfür erforderlich sind. *Leitbilder* sind nicht

nur Auslöser für Handlungskrisen, sondern auch *Ressourcen für kreatives Handeln*. Vorstellungen über involvierte Väterlichkeit und das damit verbundene Versprechen von Bindung und emotionaler Nähe bilden einen wichtigen kulturellen Hintergrund für die Entwicklung neuer Praktiken im Familienalltag. Auch der doppelte Lebensentwurf als dominante Orientierungsfolie für die jungen Frauen Ende der 1980er Jahre war ja erst in Ansätzen als Lebenslauf institutionalisiert und verlangte von den jungen Frauen, einen entsprechenden Lebenslauf durch biographisches Handeln aktiv herzustellen (Geissler, Oechsle 1996). Die Entwicklung neuer Handlungsmuster geschieht aber auch durch *Anschlüsse an etablierte Handlungsgewohnheiten*. So beobachten wir bei vielen der befragten Väter eine Praxis, die zwei Vätermomente zu splitten und zu unterschiedlichen Zeitpunkten je einen Monat Elternzeit zu nehmen. Damit schließen die Väter an eingespielte Routinen der Urlaubsvertretung in den Unternehmen an und machen so ihr väterliches Engagement weniger sichtbar. Auch die Nutzung von *Gelegenheitsstrukturen* wie Elternzeit, Teleworking, oder Abwesenheit der Partnerin führt, durchaus auch ungeplant, zu neuen Erfahrungen in den alltäglichen Familieninteraktionen und zur Entwicklung neuer Handlungsmuster von Vätern.

Legitimation

Die Begründung und Rechtfertigung neuer Handlungsmuster spielt eine wichtige Rolle im pragmatistischen Handlungsmodell. Am stärksten ausgeprägt scheint mir dieser Aspekt in den Erzählungen und Argumentationen der befragten Väter zu sein, weitaus mehr als bei Jugendlichen im Prozess der Berufsorientierung oder in der Lebensplanung junger Frauen. Das könnte darauf hinweisen, dass Berufsorientierung, aber auch Lebensplanung sehr viel stärker als individuelles Handlungsproblem gesehen wird (oder zum damaligen Zeitpunkt gesehen wurde), das weniger eingebettet ist in soziale Begründungen und Rechtfertigungen. Der diskursive Raum, in dem die Väter ihr Handeln verorten, ist komplex und vielschichtig – sie nehmen Bezug auf mediale Diskurse über neue Väter und Geschlechtergleichheit, verweisen auf politische Regulierungen, beziehen sich auf eine Ökonomie des Gebens und Nehmens in Arbeitsorganisationen und loten aus, welche Begründungen und Rechtfertigungen für eine Lebensführung als involvierter Vater auch im Organisationskontext tragfähig sein könnten.

Neue Handlungsgewohnheiten?

Insgesamt finden wir vor allem bei den Vätern unserer Studie „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“ weniger eine Etablierung neuer Handlungsrouninen, sondern eher eine auf Dauer gestellte Handlungskrise, auch wenn sie nicht immer aktualisiert wird und in den Horizont der eigenen Sinndeutung gerät. Dieses Muster einer auf Dauer gestellten Handlungskrise zeigt sich aber auch bei einem Teil der von uns befragten Jugendlichen und Studierenden in ihren Orientierungs- und Übergangsprozessen zwischen Schule, Studium und Beruf.

Reflexive Handlungssteuerung oder Beharrungsvermögen sozialer Praktiken?

Insgesamt findet sich Giddens These von der zunehmenden *Bedeutung reflexiver Handlungssteuerung* in der zweiten Moderne durch unsere Studien weitgehend bestätigt. Dies gilt zum einen für die Reflexion der Handlungsabsichten bereits vor der Handlung – so entwerfen Väter ein Bild von dem Vater, der sie sein wollen oder haben eine Vorstellung davon, wie sie nicht sein wollen; auch die Entscheidung für Elternzeit ist verbunden

mit ausführlichen Reflexionen über die eigenen Intentionen und den möglichen Handlungsfolgen, ähnliches gilt im Hinblick auf anstehende berufliche Veränderungen und Karriereschritte. Auch die Reflexion eigener Erfahrung und der Erfahrung anderer ist zentral: bei Jugendlichen in ihren Prozessen der Berufsorientierung, im Vergleich mit und der Abgrenzung von anderen Jugendlichen und deren Berufswahlverhalten; bei Vätern in ihrem Bezug auf die Erfahrung anderer Väter verschiedener Generationen und verschiedener Beschäftigtengruppen. Wissen über soziale Strukturen spielt in den Interviews ebenfalls eine wichtige Rolle; interessant bei den Vätern ist der Bezug auf Skandinavische Wohlfahrtsstaaten und die Kontextuierung eigener Erfahrungen in diesem Vergleichsrahmen.

Aber auch das *Beharrungsvermögen sozialer Praktiken* spielt eine große Rolle in den alltäglichen Handlungskrisen, dies gilt insbesondere für die Studie „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“. Wir sehen in den Arbeitsorganisationen eine Verknüpfung von Praktiken zu Praxisformen des Arbeitens, („Mikrokosmos der Arbeit“), in denen andere Praktiken wie der Besuch einer Schulveranstaltung oder eines längeren Frühstücks mit der Familie trotz flexibler Arbeitszeiten nicht denkbar erscheinen. Die eingespielten Routinen scheinen nicht selten stärker zu sein als die Wünsche der Väter nach mehr Teilhabe an Familie. Interessant ist, dass auch dieses Eingebundensein in die alltäglichen Routinen und Praktiken von den Vätern zum Gegenstand von Reflexionsprozessen gemacht wird. Insgesamt stellen wir ein Oszillieren zwischen Krise, Reflexion, neuen Handlungsmustern und eingespielten Handlungsroutinen fest.

Was gewinnen wir mit dieser Perspektive? Der Blick auf Handlungskrisen und kreatives Handeln der Subjekte, im Zusammenhang von Lebensführung und biographischem Handeln, führt zu einem tieferen Verständnis der Dynamik und der Triebkräfte gesellschaftlichen Wandels und er erlaubt uns eine Wahrnehmung der Gesellschaftsmitglieder (auch) als Akteure gesellschaftlichen Wandels. Auch die Gestaltung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und relevanter Institutionen greift zu kurz ohne ein tieferes Verständnis der Handlungsprobleme und Handlungskrisen der Subjekte in den vielfältigen Umbrüchen und Transformationsprozessen der späten Moderne. Die Kenntnis der subjektiven Deutungen und der Handlungsstrategien der Subjekte ist darüber hinaus eine wichtige Voraussetzung für eine anschlussfähige sozialwissenschaftliche Bildung. Damit schließt sich in gewisser Weise der Kreis – aus der Lehrerbildung kommend, hat für mich der subjektorientierte Blick auf die Gesellschaftsmitglieder in ihren Handlungskrisen und ihren Versuchen der Problemlösung auch und ganz wesentlich eine bildungstheoretische Relevanz.

Literatur

- Bandura, A. 1997. *Self-efficacy: The exercise of control*. New York: Freeman.
- Bogusz, T. 2012. Experiencing practical knowledge. Emerging convergences between pragmatism and sociological practice theory. In: *European Journal of Pragmatism and American Philosophy*. 4 (1). 32-54.
- Dalton, B. 2004. Creativity, habit, and the social products of creative action: Revising Joas, incorporating Bourdieu. In: *Sociological Theory*. 22. 603-622.
- Fthenakis, W. E. und B. Minsel. 2002. *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

- Geissler, B. und M. Oechsle. 1996. Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Giddens, A. 1991. *Modernity and Self-Identity*. Stanford: Stanford University Press.
- Giddens, A. 1992. *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt: Campus.
- Gottschall, K. und G.G. Voß. 2003. *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. München und Mehring: Rainer Hampp.
- Hessler, G.; Oechsle, M. und I. Scharlau (Hg.). 2013. *Studium und Beruf: Studienstrategien – Praxiskonzepte – Professionsverständnis. Perspektiven von Studierenden und Lehrenden nach der Bologna-Reform*. Bielefeld: transcript.
- Hochschild, A. R. 2002. *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*. Opladen: Leske + Budrich.
- Joas, H. 1992. Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition. In: ders. (Hg.). *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*. Frankfurt: Suhrkamp. 23-65.
- Joas, H. 1996. *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jurczyk, K.; Lange, A. und B. Thiessen (Hg.). 2014. *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Lück, D. 2015. Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Schneider, N.; Diabaté, S. und K. Ruckdeschel (Hg.). 2015. *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opaten, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Moldaschl, M. und G.G. Voß. 2002. *Subjektivierung von Arbeit*. München, Mehring: Rainer Hampp Verlag.
- Oechsle, M.; Reimer, T. 2016. Väter zwischen Beruf und Familie. Handlungskrisen, Bewältigungsstrategien und gesellschaftliche Transformationsprozesse. ÖZS. (im Begutachtungsverfahren)
- Oechsle, M.; Müller, U. und S. Hess (Hg.). 2012. *Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Oechsle, M [u.a.]. 2009. *Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern*. Wiesbaden: VS.
- Oechsle, M. 2009. *Abitur und was dann? Orientierungen und Handlungsstrategien im Übergang von der Schule in Ausbildung und Beruf*. In: dies. [u.a.]. *Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern*. Wiesbaden: VS. 55-128.
- Ostner, I. 2006. Paradigmenwechsel in der (west)deutschen Familienpolitik. In: Berger, P. A. und H. Kahlert (Hg.). *Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse*. Frankfurt: Campus. 165-199.
- Pfau-Effinger, B. 2005. *Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz*. Internetquelle: http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/tagungen/Kulturelle_Hegemonie_und_Geschlecht_als_Herausforderung/Birgit_Pfau-Effinger_Wandel_der_Geschlechterkultur_und_Geschlechterpolitiken_in_konservativen_Wohlfahrtsstaaten_Deutschland_Österreich_und_Schweiz/index.html (letzter Zugriff: 20.04.2015).

- Reckwitz, A. 2003. Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie. 32 (4). 282-301.
- Schäfer, H. 2013. Die Instabilität der Praxis: Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schäfer, H. 2012. Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus. In: Göttlich, U. und K. Ronald (Hg.). Kreativität und Improvisation. Wiesbaden: Springer. 17-43.
- Schimank, U. 2012. Sozialer Wandel – Wohin geht die Entwicklung? In: Hradil, S. (Hg.). Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. 17-40.
- Schneider, N.; Diabaté, S. und K. Ruckdeschel. 2015. Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Schubert, H-J. 2009. Pragmatismus und Symbolischer Interaktionismus. In: Kneer, G. und M. Schroer (Hg.). Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: VS. 345-367.

Dr. Mechtild Oechsle

Professorin für Sozialwissenschaften
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
mechtild.oechsle@uni-bielefeld.de

Angelika Schaser

Im Mainstream angekommen? Strukturelle Prägungen der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten seit den 1970er und 1980er Jahren

Um dem Anspruch der Vorlesungsreihe *Exploring Gender. Aktuelle Debatten der Geschlechterforschung* gerecht zu werden, eröffne ich meinen Vortrag mit Überlegungen zu einem aktuellen Vorgang, die nicht nur die Frauen- und Geschlechtergeschichte, sondern die Gender-Forschung insgesamt betreffen.

Lassen Sie mich mit einer kleinen Analyse der Gegenwart und der genannten Vorlesungsreihe beginnen. Sechs Vorträge weist das Programm auf: Drei Vorträge widmen sich dem Thema Männlichkeit/Vaterschaft, einer setzt sich mit Gender- und Race-Konzepten auseinander, einer mit der Kategorie Gender aus psychoanalytischer Sicht. Und schließlich mein Vortrag, der sich mit der Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an deutschen Universitäten beschäftigen wird. Fünf der Vorträge werden von Frauen gehalten, soweit die Vornamen noch für eine Geschlechtszugehörigkeit stehen.

Man kann dieses Vorlesungsprogramm als Spiegel der aktuellen Geschlechterforschung betrachten: Das Thema *Gender* wird interdisziplinär behandelt, gerne in Zusammenhang mit den beiden Kategorien Rasse und Klasse, und nach der zu Beginn dominierenden *Frauenforschung* ist inzwischen ein Anwachsen der *Männer- bzw. Männlichkeitsforschung* zu konstatieren. Weiter scheint es, als ob Genderforschung überwiegend von Frauen betrieben wird. Ohne etwas über die Zusammensetzung des Publikums sagen zu können, lässt sich zudem feststellen, dass die Vorträge außerdem Teil des akademischen Alltags sind, innerhalb der Universität weitgehend unkritisiert.

Tritt man vor die Tür der Alma Mater, weht der Wind etwas rauer. *Gender-Bashing* scheint nicht nur an den Stammtischen, sondern auch in den unterschiedlichsten Medien angesagt zu sein und ruft nicht allzu viel Protest hervor. So wird eine Kollegin aufgrund ihrer Forschungen zur Sexualität seit dem Sommer dieses Jahres nicht nur kritisch rezensiert, sondern unflätig beschimpft und sogar bedroht.¹ In dieser Situation publizierte jüngst der *Deutsche Hochschulverband* sein Novemberheft unter dem Titel *Gender*. Der Verband, der sich als „Berufsvertretung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Deutschland“ versteht,² und dessen Mitglieder mindestens promoviert sein müssen, stand darin jedoch nicht etwa der bedrohten Kollegin bei. Die Redaktion hatte mehrere Aufsätze eingeworben, verlor jedoch kein Wort über die seit Sommer bekannten Vorfälle. Lediglich Andrea Geier, die im Heft über Gender Studies berichtet, spricht diese „besorgniserregend[e]“ Entwicklung am Ende ihres Beitrags an.³

Das Heft eröffnete mit einer Anzeige für das „Wissenschaftler-Rückkehrprogramm“ der *German Scholars Organization e.V.*, die in einer Fußnote mitteilt: „Aus Gründen der Lesbarkeit wurde im Text die männliche Form gewählt. Sämtliche Angaben beziehen sich auf Angehörige beider Geschlechter.“⁴ Passend dazu hatte die Redaktion eine Wissenschaftlerin und einen Wissenschaftler gebeten, Stellung zur Forderung nach einer „gengerechten Sprache“ zu nehmen.⁵ Während die eine auf den Nutzen und

1 Siehe dazu die Erklärung von Heinz- Jürgen Voss vom 18.7.2014, der sich mit einer angegriffenen Kollegin öffentlich solidarisierte: <http://dasendedessex.de/gegen-schmaehungen-und-beleidigungen-wir-brauchen-strategische-konzepte-um-eine-offene-und-wertschaetzende-diskussions-und-streitkultur-zu-staerken/> (letzter Zugriff: 3.11.2014).

2 <http://www.hochschulverband.de/cms1/> (letzter Zugriff 13.11.2014)

3 Andrea Geier, Gender als Analysekategorie. Entwicklungen und Tendenzen in den Gender Studies, in: *Forschung & Lehre* 21 (2014), S. 884-886, hier S. 886.

4 Rückseite des Covers des Novemberheftes von *Forschung & Lehre* 21 (2014).

5 Gengerechte Sprache? Pro: Lann Hornscheidt, Contra: Walter Krämer, in: *Forschung & Lehre* 21

die positiven Effekte einer gendergerechten Sprache verweist und auf das Verhältnis von Sprache und Macht eingeht, schreibt der andere einen Erfahrungsbericht, wundert sich darüber, dass eine „kleine Gruppe von Fanatikern“ der Gesellschaft diese Sprache „aufgezwungen“ habe.⁶ Der Lehrstuhlinhaber für Wirtschafts- und Sozialstatistik postuliert: „In Wahrheit ist die Benachteiligung der Frauen lange vorbei“. Die Statistiken über ungleiche Löhne, Altersarmut und die mangelnden Aufstiegschancen von Frauen in Deutschland – alles „glatte Lüge“?⁷

Nicht nur die Pro- und Contra-Stellungnahmen zur geschlechtergerechten Sprache kommen in diesem Heft als Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau daher, als geradezu klassischer Geschlechterkampf. Auch der zweite männliche Autor, Soziologe und Experte für *Gender Studies*, erläutert nicht nur zutreffend die verschiedenen Verwendungen des Begriffs *Gender Studies*, sondern geriert sich als Akademiker unter lauter Feministinnen, die den *Gender Studies* schaden würden, da sie weiter der „Logik einer sozialen Bewegung“ folgten.⁸ Dahinter steht die Frage nach der Rolle und Funktion der Politik an der Universität, zu der sich die Frauenbewegung differenziert positioniert hat. Kühn postuliert derselbe Autor zudem, dass „die Geschlechterunterscheidung für moderne Gesellschaften“ wenig Relevanz hätte.

Vor dem Hintergrund dieses Heftes von *Forschung und Lehre* kann man die Frage, ob die Frauen- und Geschlechtergeschichte in Deutschland im Mainstream der Geschichtswissenschaft angekommen ist, zu beantworten suchen. Das Heft wirft mindestens vier Fragen auf, die in engem Zusammenhang mit der Etablierung von Frauen- und Geschlechtergeschichte stehen:

1. Ist eine geschlechtergerechte Sprache in der Wissenschaft und darüber hinaus notwendig, angemessen oder eher ein sprachliches Ärgernis und überflüssig?
2. Welche Bedeutung kommt dem Umstand zu, dass die Frauen- und Geschlechtergeschichte – wie die Frauen- und Geschlechterforschung generell – ihre Anfänge der Frauenbewegung verdankt?
3. Was hat „Frauenförderung“ mit der Frauen- und Geschlechterforschung zu tun? Warum wird beides immer wieder miteinander vermischt oder auch verwechselt?
4. Warum ruft Frauenförderung bzw. die Rhetorik der Frauenförderung innerhalb und außerhalb der Universitäten momentan Aggressionen, vielleicht auch Ängste, hervor?

Für die Beantwortung dieser Fragen ist der Blick in die Vergangenheit hilfreich. Der Bezug auf die Anfänge der universitären Frauen- und Geschlechtergeschichte wird nicht dazu führen, dass diese Fragen in befriedigender Weise beantwortet werden können, denn alle diese Fragen, besonders aber die erste und die letzte Frage, bedürfen einer breiteren empirischen Basis und weiterer interdisziplinärer Forschung. Die ersten Ergebnisse eines aktuellen Projektes zur Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten bieten jedoch wichtige Ansatzpunkte für die Beantwortung dieser vier Fragen.⁹

(2014), S. 888f.

6 Walter Krämer, Gendergerechte Sprache? Contra, in: *Forschung & Lehre* 21 (2014), S. 889.

7 Ebda.

8 Stefan Hirschauer, Wozu Gender Studies? Ein Forschungsfeld zwischen Feminismus und Kulturwissenschaft, in: *Forschung & Lehre* 21 (2014), S. 880-882.

9 Vgl. als neueste Publikation dazu: Angelika Schaser, Falko Schnicke: Der lange Marsch in die Institution. Zur Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten (1970-1990), in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 16 (2013), S. 79-110.

1. Die Frage nach der geschlechtergerechten Sprache

Waren die 1990er Jahre davon geprägt, eine geschlechtersensible bzw. eine geschlechtergerechte Sprache in der Wissenschaft, an den Universitäten und darüber hinaus zu entwickeln, scheint mir auf diesem Gebiet gerade ein Umbruch stattzufinden, dem genauer nachzugehen sich lohnen würde. Nicht nur die eingangs erwähnte Annonce der *German Scholars Organization e.V.* kehrt zu den männlichen Sprachformen zurück. Dort wurde dafür die „Lesbarkeit“ als Begründung genannt. Die Rückkehr zur männlichen Form ist inzwischen keine Ausnahme mehr. Blickt man etwa auf die Seiten des Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ an der Humboldt-Universität zu Berlin, so kann man lesen: „Im Folgenden wird aus Platzgründen darauf verzichtet, sowohl die weibliche als auch die männliche Form der jeweils angesprochenen Personengruppe zu benutzen. Wenn z.B. von Wissenschaftlern gesprochen wird, sind immer auch Wissenschaftlerinnen gemeint. Der umgekehrte Fall gilt nicht.“¹⁰ Warum eigentlich nicht?

2. Das Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung zur Frauenbewegung

Die Anfänge der Frauen- und Geschlechtergeschichte sind mit der Frauenbewegung ebenso eng verbunden wie mit der Studentenbewegung, die wiederum mit den Hochschulreformen in den 1970er Jahren in engem Zusammenhang steht. Die Frauen- und Geschlechtergeschichte kann man wie andere innovative Forschungsfelder – etwa die Sozial- und die Alltagsgeschichte – als Ergebnis der Hochschulreformen begreifen. Sowohl Historiker und Historikerinnen, die mit den Forderungen der Studentenbewegung sympathisierten, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in der Frauenbewegung aktiv waren oder sich mit ihren Zielen identifizierten, stießen als „Linke“ oder zumindest als unangepasst empfundene Kollegen und Kolleginnen auf Misstrauen und Ablehnung bei den zumeist konservativen Professoren in den Historischen Seminaren.

Während die Auseinandersetzungen um neue Forschungsansätze und Forschungsgegenstände zwischen den männlichen Newcomern und den etablierten Historikern in der Regel um unterschiedliche Auffassungen von Wissenschaft und relevante Untersuchungsgegenstände geführt wurden, erschien den meisten etablierten Historikern die Universität lange nicht als der richtige Ort, an dem Frauen und Geschlecht thematisiert werden sollten. Wie Studien gezeigt haben, wurden Universitäten und Wissenschaft von Professoren bis weit in die 1960er Jahre als von Geschlecht und sozialer Herkunft unbeeinflusste, neutrale Räume gedacht, in denen lediglich als objektiv verstandene Leistung und als natürlich konzipierte Begabung zählten. Frauen und Geschlecht wurden dem privaten Bereich zugeordnet. Wissenschaftlerinnen standen vor dem Problem, dass weder sie als Person, noch die Frauen- und Geschlechterforschung als satisfaktionsfähig angesehen wurden. Während heute der Hinweis, ein Hochschullehrer sei in der Studentenbewegung aktiv gewesen, gewöhnlich nicht seine wissenschaftliche Kompetenz in Frage stellt, scheinen sich Frauen, die in der Frauenbewegung aktiv waren, auch heute noch als Wissenschaftlerinnen dadurch zu diskreditieren. Folgt man dem oben zitierten Soziologen, so kann demnach Frauen- und Geschlechterforschung nur ernsthaft von Personen betrieben werden, die nicht der „Logik einer sozialen Bewegung“ verbunden sind. Welcher Begriff von Wissenschaft und welches Bild von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen stehen hinter einer solchen Aussage?

¹⁰ <http://rework.hu-berlin.de/de/aktuelles.html> (letzter Zugriff 19.11.2014).

3. Der Konnex von „Frauenförderung“ und Frauen- und Geschlechterforschung

Am Beispiel der Frauen- und Geschlechtergeschichte wird sichtbar, dass die Entdeckung der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie deren theoretische Fundierung in engem Zusammenhang mit dem Einstieg von Frauen in universitäre Wissenschaftskarrieren stehen. Frauen, die in den Historischen Seminaren studierten und arbeiteten, fiel das Fehlen von Frauen nicht nur in den Darstellungen der Geschichtswissenschaft, sondern auch in den höheren beruflichen Positionen der Universitäten auf. Das Thematisieren von Frauen und Geschlecht als Forschungsdesiderat fiel mit der Suche dieser Historikerinnen nach Stellen in der Universität zusammen. Obwohl Frauen- und Geschlechtergeschichte nicht ausschließlich von Frauen als innovatives Forschungsfeld entdeckt wurde, wurde es von der Hochschulpolitik zu Beginn der 1980er Jahre in engem Zusammenhang mit der Förderung von Frauen in der Wissenschaft entwickelt. Auf die Herausforderung für die Universität und die Wissenschaft, Geschlecht als eine zentrale Kategorie zu verstehen, reagierten Universitätspräsidenten und Dekanate mit der Etablierung von *Zentren für Frauenforschung und Frauenförderung*. Die einzelnen Disziplinen wiederum verlagerten die Frauen- und Geschlechterforschung in der Regel in diesen interdisziplinären und zugleich extradisziplinären Raum. Fachbereiche und Institute versuchten gewöhnlich weder, Frauen- und Geschlechterforschung in die jeweiligen Disziplinen zu integrieren, noch zeigten sie besonderes Interesse, Frauen bei gleicher Qualifikation bevorzugt einzustellen.

Da die Frauen- und Geschlechterforschung durch diese Ausgangsbedingungen schnell im doppelten Sinn feminisiert wurde (d.h. sie wurde in den Fächern marginalisiert und gleichzeitig zum bevorzugten Arbeitsfeld von Frauen, die dann aufgrund ihres Geschlechts wie ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung damit unter erhöhtem Legitimationsdruck standen), schien vielen Hochschulpolitikern und Wissenschaftlern der Zusammenhang zwischen einer politisch erwünschten Frauen- und Geschlechterforschung und einer ebenso angemahnten Frauenförderung zwingend und unauflöslich. Diese hochschul- und wissenschaftspolitische Konstruktion zeigt bis heute Wirkung. Der diffuse Gebrauch des Begriffs *Gleichstellung* birgt so das „Risiko, zur pervertierten Variante dessen zu werden, was gewollt war“, stellte die Juristin Susanne Baer bereits 2010 fest.¹¹

Das statistische Bundesamt weist die Kategorie Geschlecht erst seit 1980 in den Hochschulstatistiken aus. Darüber hinaus veränderte es immer wieder die Erfassungskriterien. Wurde von 1980 bis 1992 das Personal der Universitäten separat ausgewiesen, wird seit 1992 das Personal der Universitäten, Gesamthochschulen, Pädagogischen und Theologischen Hochschulen zusammengefasst. Das Personal der Universitäten in der ehemaligen DDR wurde ebenfalls erst seit 1992 in die Hochschulstatistik aufgenommen.¹² Auch den Veränderungen der Professorenschaft seit dem 19. Jahrhundert wird nur ansatzweise Rechnung getragen. Die Statistik unterscheidet weder befristete von unbefristeten Stellen, noch Teilzeit- von Vollzeitstellen. So kaschieren

11 Baer, Susanne, Interventionen in der Akademie: ›Gleichstellung‹ in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert, in: Auga, Ulrike/Bruns, Claudia/Harders, Levke/Jähnert, Gabriele (Hg.), *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/New York, S. 91–109, hier S. 96.

12 Paletschek, Sylvia, Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert, in: Hesse, Christian; Schwinges, Rainer Christoph (Hg.): *Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas*. Basel 2010, S. 307–352, hier S. 316, Anm. 65. Paletschek bezieht sich in dieser Passage auf Hampe, Asta, *Professorinnen an den Universitäten der BRD 1980–1999*, Regensburg 2001, S. 7–12.

die nachfolgend tabellarisch zusammengefassten Zahlen die vorliegenden Erkenntnisse, dass das Anwachsen der Gruppe der Professorinnen zumeist auf den Stellen mit weniger Einkommen und schlechterer Ausstattung stattfindet¹³ ebenso wie die Tatsache, dass „Professorinnen an Hochschulen fast doppelt so oft teilzeitbeschäftigt [sind] wie Männer“ und dass weit mehr Professorinnen als Professoren befristet angestellt sind.¹⁴

<i>Dienstbezeichnung</i>	<i>Frauenanteile in %</i>
Professor/innen	13,6
Dozent/innen und Assistent/innen	28,0
Wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeiter/innen	33,9
Lehrkräfte für besondere Aufgaben	44,0
<i>Hauptberuflich zusammen</i>	<i>29,1</i>

Frauenanteile am wissenschaftlichen Personal nach Dienstbezeichnungen, 2004¹⁵

Aus dieser Tabelle des Statistischen Bundesamtes ist zu ersehen, dass der Professorinnenanteil mit 13,6% immer noch sehr weit von 50% entfernt ist, und dass die im 21. Jahrhundert geschaffene Stellenkategorie der „Lehrkraft für besondere Aufgaben“, die in der Regel befristet und durch eine hohe Lehrbelastung und fehlende Aufstiegsmöglichkeiten gekennzeichnet ist, prozentual den größten Stellenpool für Frauen bietet.

4. Die Aggression gegenüber der „Frauenförderung“

Universitäten waren und sind von hohen Leistungsanforderungen und großer Konkurrenz geprägt. Werden die Ressourcen knapper, wie zzt. durch die chronische Unterfinanzierung der Universitäten bei steigenden Studierendenzahlen, steigt nicht nur die Belastung des Lehrpersonals. Auch die Konkurrenz der deutlich größeren Zahl von Nachwuchswissenschaftlern und Nachwuchswissenschaftlerinnen um die knappen Dauerstellen an Universitäten wird härter. Das prägt den Umgang von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen untereinander und führt bei einigen augenscheinlich zu der Suche nach dem Sündenbock. Eine Gruppe von Personen meint eine klare Ursache für die gefährdeten wissenschaftlichen Karrieren von Nachwuchswissenschaftlern gefunden zu haben: Die Bevorzugung von Frauen sowie die Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an Universitäten. Gleichzeitig sehen Fachbereiche unter ökonomischen Zwängen häufig bei der Frauen- und Geschlechterforschung Einsparpotential, da diese Professuren zumeist als befristete W1-Stellen oder aber als C3- bzw. W2-Stellen nicht als unverzichtbare „Eckprofessuren“ angesehen werden. Dass es

¹³ Paletschek, Berufung und Geschlecht, S. 334.

¹⁴ 10,4 % der Frauen und 5,9% der Männer sind teilzeitbeschäftigt. Befristet angestellt sind 24,3% der Professorinnen und 16,3% der Professoren, wie die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2014 erhoben hat, siehe Forschung & Lehre 21 (2014), S. 4.

¹⁵ Quelle: Statistisches Bundesamt Deutschland, Tabelle in: Lind, Inken, Kurzepertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung im Auftrag der Robert Bosch Stiftung, Bonn 2006, S. 43, online unter <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Kurzepertise.pdf> (letzter Zugriff 16.12.14).

sich dabei lediglich um 0,5 % der Professuren handelt, die zum Teil nicht einmal ganz der Frauen- und Geschlechterforschung gewidmet sind, sondern diese nur als Appendix zu traditionellen Denominationen führen,¹⁶ scheint bei der emotional geführten Debatte weitgehend aus dem Blick gerückt zu sein.

Ein generelles Strukturproblem – zu wenige Dauerstellen für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler – wird hier als Problem eines noch kaum etablierten Forschungsbereiches und der neuen Gruppe von weiblichen Professoren verstanden, die sich immer noch trotz aller Gleichstellungsrhetorik in einer Minderheitenposition befinden. Sowohl die Frauen- und Geschlechterforschung wie Frauen auf Professuren scheinen als „das Andere“, „das Fremde“ in einer männlich konzipierten und geprägten Universität verstanden zu werden. Sind die zunehmend aggressiv vorgetragenen Einwände gegen Frauen- und Geschlechterforschung und der bereits statistisch nachweisbare Abbau der sogenannten *Gender*-Professuren Indiz für die nach wie vor im *mainstream* eben nicht wirklich vorhandene Akzeptanz von Frauen- und Geschlechterforschung als einer legitimen, ganz „normalen“ und selbstverständlichen wissenschaftlichen Disziplin bzw. Schwerpunktsetzung? Oder ist sie vielleicht mittlerweile soweit in den einzelnen Disziplinen und in den Köpfen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen verankert, dass *Gender*-Professuren überflüssig werden? Hier dürfte Skepsis angezeigt sein.

Literatur

- Baer, S. 2010. Interventionen in der Akademie: ‚Gleichstellung‘ in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert. In: Auga, U. (Hg.) [u.a.]. Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/New York: Campus. 91-109.
- Forschung & Lehre. 2014. Genderprofessuren. Aktuelle Daten. In: Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt. 21. 890-891.
- Geier A. 2014. Gender als Analysekategorie. Entwicklungen und Tendenzen in den Gender Studies. In: Forschung & Lehre 21 (2014). 884-886.
- Hampe, A. 2001. Professorinnen an den Universitäten der BRD 1980-1999. Reihe: Neue Impulse. Beiheft 1. Regensburg: Gesellschaft der Deutschen Akademikerinnen.
- Hirschauer, S. 2014. Wozu Gender Studies? Ein Forschungsfeld zwischen Feminismus und Kulturwissenschaft. In: Forschung & Lehre 21 (2014). 880-882.
- Hornscheidt, L. 2014. Gendergerechte Sprache? Pro. In: Forschung & Lehre 21 (2014). 888.
- Krämer, W. 2014. Gendergerechte Sprache? Contra. In: Forschung & Lehre 21 (2014). 889.
- Paletschek, S. 2010. Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert. In: Hesse, C. und R.C. Schwinges (Hg.). Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas. Basel: Schwabe. 307-352.
- Schaser, A. und F. Schnicke. 2013. Der lange Marsch in die Institution. Zur Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten (1970-1990). In: vom Bruch, R. (Hg.) [u.a.]. Jahrbuch für Universitätsgeschichte. Band 16. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. 79-110.

¹⁶ Genderprofessuren. Aktuelle Daten, in: Forschung & Lehre 21 (2014), S. 890-891, hier S. 890.

- Statistisches Bundesamt Deutschland. Tabelle in: Lind, I. 2006. Kurzexertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung im Auftrag der Robert Bosch Stiftung, Bonn. 43. Internetquelle: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Kurzexpertise.pdf> (letzter Zugriff 16.12.14).
- Voss, H.-J. 2014. Gegen Schmähungen und Beleidigungen – wir brauchen strategische Konzepte, um eine offene und wertschätzende Diskussions- und Streitkultur zu stärken. Internetquelle: <http://dasendedessex.de/gegen-schmaehungen-und-beleidigungen-wir-brauchen-strategische-konzepte-um-eine-offene-und-wertschaetzende-diskussions-und-streitkultur-zu-staerken/> (letzter Zugriff: 3.11.2014).

Internetquellen

- Homepage des Deutschen Hochschulverbands <http://www.hochschulverband.de/cms1/> (letzter Zugriff 13.11.2014).
- Homepage des Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs IKG „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ an der Humboldt-Universität zu Berlin <http://rework.hu-berlin.de/de/aktuelles.html> (letzter Zugriff 19.11.2014).

Dr. Angelika Schaser

Professorin für Neuere Geschichte
Universität Hamburg
angelika.schaser@uni-hamburg.de

Gerlinde Malli, Susanne Sackl-Sharif

Bewegung oder Stillstand? Gender Studies in der reformierten Universität

„(Wohin) bewegen sich die Gender Studies?“ Diese brisante Frage rahmte die Brückenveranstaltung zwischen der 13. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) und der 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG), zu der wir als Referentinnen eingeladen wurden.¹ Unter Rückgriff auf diese Frage wollen wir in diesem Beitrag einige jener Teilergebnisse aus dem Forschungsprojekt „Nach Bologna. Gender Studies in der unternehmerischen Hochschule“² ausführen, die wir bei dieser Brückenveranstaltung zur Diskussion gestellt haben. Die empirische Untersuchung, die dem Projekt zugrunde liegt, konzentrierte sich auf die Implementierungsgeschichte und die Inhalte von Gender Studies-Studiengängen im deutschsprachigen Raum³ und konnte Aufschluss darüber gewinnen, welches Wissen (Themen, Fragestellungen, Theorien etc.) Eingang in die neuen Studiengänge gefunden hat, welche Aushandlungsprozesse die Einrichtung der Studiengänge begleiteten, welche Akteur_innen daran beteiligt waren und über welche materiellen, kulturellen, sozialen und/oder symbolischen Ressourcen sie verfügten, um ihren Zielen Nachdruck zu verleihen.

Neben einer Dokumentenanalyse⁴, die uns Auskunft über das in den Studiengängen vermittelte Wissen gab, führten wir an jenen Standorten, an denen Gender Studies als Hauptfach studiert werden können, Expert_innen-Interviews mit an den Studiengängen beteiligten Akteur_innen durch, um Einblick in die Institutionalisierungsgeschichte der Gender Studies-Studiengänge zu bekommen. Zu den befragten Personen zählten beteiligte Wissenschaftler_innen (Professor_innen, Assistent_innen, Lehrende) und Koordinator_innen bzw. Verwalter_innen der Studiengänge. Diese Personen, die wir als Gender Studies-Akteur_innen bezeichnen, besitzen ein fundiertes Wissen über die Vorgeschichte der Studiengänge, beeinflussten die Einrichtung der Studiengänge, z.B. durch Verhandlungsgespräche mit universitären Leitungspersonen, maßgeblich und/oder sind aktuell an Koordination, Lehre und Verwaltung beteiligt. Wir befragten aber auch Akteur_innen auf Fakultäts- und Hochschulleitungsebene, die für die Institutionalisierung der Gender Studies im Allgemeinen und die Einrichtung von Studiengängen im Besonderen eine wichtige Position einnehmen, da Spielräume der institutionellen Arrangements der Studiengänge ganz wesentlich von den Einstellungen, Entscheidungen und Handlungen dieser Akteur_innen bestimmt sind. Zu ihnen zählen wir Dekan_innen, Hochschulrektor_innen, Vizerektor_innen und Vertreter_innen des Universitätsrats, die entweder zum Zeitpunkt der Einrichtung der Studiengänge aktiv waren oder es aktuell noch immer sind.

- 1 Diese beiden Veranstaltungen fanden vom 12.-14. Februar 2015 an der Universität Bielefeld statt.
- 2 Das Projekt „Nach Bologna. Gender Studies in der unternehmerischen Hochschule“ wurde in einer Kooperation des Instituts für Soziologie der Universität Graz (Leiterin: Prof. Angelika Wetterer) und des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin (Leiterin: Prof. Sabine Hark) durchgeführt und ist Teil des D-A-CH-Verbundprogramms „Entrepreneurial University and GenderChange: Arbeit – Organisation – Wissen“, das gemeinsam von der DFG, dem FWF und dem SNF gefördert wird. Für nähere Informationen vgl. www.genderchange-academia.eu.
- 3 Aus forschungspragmatischen Gründen fokussierte das Grazer Projekt während der Erhebung und Auswertung der Daten auf die beiden Länder Österreich und die Schweiz, während sich das Berliner Team auf Deutschland konzentrierte. Der vorliegende Beitrag umfasst jene Ergebnisse, die vom Grazer Team an drei Standorten in Österreich und der Schweiz erhoben wurden.
- 4 Die Dokumentenanalyse wurde von Elisabeth Zehetner als Vollerhebung für alle Haupt- und Nebenfachstudiengänge in Österreich und der Schweiz durchgeführt: Zur Erfassung der Programmatik wurden Studienpläne, Websites und Flyer, zur Erfassung des Programms Lehrveranstaltungsverzeichnisse analysiert. Um Aussagen darüber zu treffen, was in einführenden Lehrveranstaltungen unterrichtet wird, griffen wir auf Lehrveranstaltungspläne und Syllabi zurück.

Im Folgenden wollen wir, ausgehend von der Rekonstruktion der Implementierungsgeschichte an den von uns untersuchten Universitätsstandorten in Österreich und der Schweiz, einige der Rahmenbedingungen für die Institutionalisierung von Studiengängen – wie finanzielle Rahmenbedingungen oder Aushandlungsprozesse – skizzieren und kritisch diskutieren. Als wichtige Hintergrundfolie für unsere Ausführungen fungiert dabei die Tatsache, dass zeitgleich mit der Implementierung der Studiengänge an den Universitäten einerseits die Bologna-Reform eingeführt wurde, womit nicht nur eine Neuorganisation des Studiensystems, sondern auch neue inhaltliche Schwerpunktsetzungen in den Curricula verbunden waren. War das alte System, insbesondere in den deutschsprachigen Ländern, geprägt vom Humboldt'schen Bildungsideal, in dem Allgemeinbildung, akademische Berufsbildung und Forschung im Vordergrund standen, ist der Ausbildungsauftrag der neu eingerichteten Bachelor- und Masterstudien häufig weniger akademisch als wirtschaftlich motiviert (Knobloch 2009). Damit verbunden ist insbesondere die Aufforderung, in den Studienplänen jene Kompetenzen explizit auszuweisen, die sich die Studierenden im Laufe ihres Studiums aneignen sollten, wobei vor allem arbeitsmarktrelevante bzw. anwendungsbezogene Kompetenzen an Bedeutung gewonnen haben (Hark 2013; Teichler 2013). Andererseits wurden die Universitäten in die Autonomie entlassen, womit vor allem Veränderungen hinsichtlich der Leitung, Verwaltung und Finanzierung der Universitäten sowie die Einführung neuer Steuerungsinstrumente (z.B. Zielvereinbarungen, leistungsorientierte Mittelzuweisungen) und New Public Management-Strategien einhergingen (Bösch 2004; Münch 2011). Wir haben es daher mit einer *reformierten Universität* zu tun, deren Umbau so grundlegend war, das mittlerweile von deren „globale[r] Neuerung“ (Hark 2013: 200) gesprochen werden kann.

Die neu eingerichteten Gender Studies-Studiengänge haben ihr inhaltliches und organisatorisches Profil also wesentlich im Kontext einer *unternehmerischen Hochschule* entwickelt, was eine Reihe von Widersprüchen zwischen dem Selbstverständnis bzw. Anspruch der Frauen- und Geschlechterforschung als gesellschafts- und wissenschaftskritische Wissenschaft und den neuen Anforderungen nach einer „ökonomischen Verwertbarkeit und Nützlichkeit“ wissenschaftlichen Wissens nach sich zieht. In einem Fazit werden wir uns daran anschließend der Frage widmen, auf welche Art und Weise es den Gender Studies-Studiengängen gelingen kann, sich innerhalb der *neuen Universität* zu positionieren bzw. sich innerhalb dieser Widersprüche zu bewegen.

2. Rahmenbedingungen für die Einrichtung von Gender Studies-Studiengängen

2.1 Innerfeministische Netzwerke: Brüche und Kontinuitäten

Für alle von uns untersuchten Standorte in Österreich und in der Schweiz können wir zeigen, dass sich im Zuge der Implementierung der Studiengänge in den 2000er Jahren ein informelles Netzwerk an Gender Studies-Akteur_innen unterschiedlicher universitärer Positionen herausbildete, das als lokale *Committed Community* deren Einrichtung forciert und getragen hat. Interessant und überraschend zugleich ist, dass wir immerhin an zwei der drei von uns untersuchten Standorten feststellen konnten, dass die Unterstützung der Implementierungsvorgänge durch etablierte Professor_innen aus dem Feld der Frauen- und Geschlechterforschung vorerst weitgehend fehlte, obwohl sich diese bereits in den 1970er bzw. 1980er Jahren – in der Phase des „Aufbruchs“ (Hagemann-White 1995) oder der „Aktivistinnen“ (Griffin 2002) – für eine institutionelle Stärkung der Frauen- und Geschlechterforschung an ihren Universitäten eingesetzt hatten. Zum einen lässt sich

das fehlende Engagement dieser Akteursgruppe aus wissenschaftspolitischen Motiven erklären – aus deren grundlegend kritischer Haltung allen Institutionalisierungsvorgängen gegenüber. Zum anderen bevorzugten diese Professor_innen weiterhin den Weg der Frauen- und Geschlechterforschung in die einzelnen Disziplinen, während die Initiatorinnen der Studiengänge – meist Akteur_innen aus dem Mittelbau oder/und aus dem Verwaltungsbereich – die Gender Studies als eigenständigen interdisziplinären Lehrbereich etablieren wollten. Die Zielvorstellungen der Initiatorinnen der Studiengänge und jene der etablierten Professor_innen weichen in beiden Fällen voneinander ab. An diesen Universitäten dominieren somit *Brüche und Uneinigheiten* innerhalb der Gender-Community im Gegensatz zu *Kontinuitäten und Konsens* das nachgezeichnete Bild der Institutionalisierungsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung. Es entsteht der Eindruck, mit der Einrichtung des Studiengangs einmal mehr von vorne beginnen zu müssen, weil die Vorarbeiten anerkannter Akteur_innen in eine andere Richtung gingen.

Implizit werden mit diesen innerfeministischen Kontroversen Fragen aufgerollt, die an den bis heute offenen Binnendiskurs über die Positionierung der Frauen- und Geschlechterforschung in und/oder zwischen den Disziplinen anschließen: Wie und von wem werden die Orte wissenschaftlicher Kompetenz bzw. einer „guten“ Ausbildung definiert? Sind es die angestammten Disziplinen oder die sich als inter-, trans- oder postdisziplinär verstehenden Gender Studies selbst, die sich über die Einrichtung eines Studiengangs als solche profilieren wollen?

Vergleicht man die von uns untersuchten Universitäten im Hinblick auf innerfeministische Netzwerke und Spaltungen miteinander, kann für jene Universitäten, an denen sich (a) Gender-Akteur_innen in anerkannten Positionen für die Einrichtung eines Studiengangs einsetzten und an denen (b) Einhelligkeit über strukturelle und inhaltliche Ziele innerhalb der Gender-Community besteht, eine relativ günstige Ausgangsposition im Vorfeld der Einrichtung des Studiengangs konstatiert werden. An Universitäten, an denen (a) eine Unterstützung durch Professor_innen aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung fehlte, an denen (b) die Initiative der Einrichtung des Studiengangs von Personen auf wenig etablierten Stellen ausging und an denen (c) widerstreitende Positionen innerhalb der Gruppe der Geschlechterforscher_innen deutlich artikuliert wurden, wurde wesentlich häufiger von Hürden und Blockaden durch die Universitätsleitung berichtet, die es schwierig machten, die eigenen Anliegen und Zielvorstellungen über die Einrichtung eines Studiengangs durchzusetzen.

2.2 Gender Studies als Beitrag zur Profilbildung der Universitäten

Was veranlasste nun die Universitätsleitung dazu, die Einrichtung von Studiengängen zu unterstützen bzw. zu genehmigen? Den Kontext für diese – in jedem Fall wissenschaftspolitisch motivierte – Entscheidung bildete die bereits angesprochene Entwicklung der Universitäten zu *unternehmerischen Hochschulen* und der damit in Zusammenhang stehende „organisational turn“ (Riegraf/Weber 2013): Universitäten als strategierorientierte Akteurinnen (Meier 2009) müssen im Wettbewerb mit anderen Universitäten bestehen und sich am akademischen Markt profilieren. Wie Münch (2011) feststellt, kam es in den letzten Jahren im Vollzug des Wandels der Universitäten zu einer Transnationalisierung des akademischen Feldes; der Kampf um die besten Positionierungen der Universitäten nach Rang und Profil wurde verstärkt. Die Rektorate erkannten in dieser Phase der hochschulischen Umstrukturierung in den Gender Studies(-Studiengängen) einen Beitrag zur Profilbildung der Universitäten,

vor allem, wenn dies andere Universitäten bereits vorgezeigt hatten. So etwa traten Rektor_innen der Einrichtung von Studiengängen an unseren untersuchten Standorten dann besonders aufgeschlossen gegenüber, wenn sie bei ihren Auslandsaufenthalten an anderen Universitäten internationale Vorbilder identifizieren konnten. Deutlich tritt dabei auch der Ausweis der Gender Studies als interdisziplinärer Fachbereich hervor: So scheint gerade die Kombination „Gender und Interdisziplinarität“ eine gewisse Stärke für den Profilbildungsprozess – auch gegenüber anderen interdisziplinären Studiengängen – auszumachen, die die Unterstützung einer Implementierung des Studiengangs nicht nur bestärkte, sondern an der die Leitungsakteur_innen als Repräsentant_innen einer gewichtigen Bildungsinstitution gar nicht vorbeizukommen schienen, wie dies ein Vizerektor ausführte: „Das sind dann einfach auch Außenwirkungen, die auf eine Bildungsinstitution einfach einwirken. Ich meine, dass es der Universität [...] sehr, sehr gut ansteht, diesen Genderstudiengang zu haben, weil es eine neue Perspektive eröffnet“.

In diesem Zusammenhang kann nun zwar von einem *Zeitfenster* gesprochen werden, in dem die Hochschulleitung davon überzeugt war, dass Gender Studies zu einem modernen Bild der Universität beitragen. Da in den Interviews mit den Rektoren und Vizerektor_innen allerdings nicht deutlich wurde, worin genau nun der Beitrag der Gender Studies zur Profilbildung der Universitäten bestehen sollte, wirkten die Erzählungen über deren Bedeutung wie eine Leerformel: Mit der Etablierung der Gender Studies wurde die schlichte Erwartung verbunden, die Universitäten attraktiver zu machen. Dies wurde besonders an jenen Universitäten offensichtlich, an denen das Rektorat zunächst blockierend gegen die Einrichtung eines Studiengangs agierte: Der für die Gender Studies-Akteur_innen unerwartet eingetretene Umschwung der universitären Entscheidung von der Ablehnung zur Bewilligung des Curriculums ließ sich dann für sie nur aufgrund des verstärkten Drucks der Universität erklären, sich nach außen hin vermarkten zu müssen; der interdisziplinäre Studiengang wirkte so allerdings wie ein bloßes Etikett für sie, das sich die Universität anheftete, um im gesteigerten Wettbewerb um Standortvorteile mithalten zu können.

2.3 Fakultäre Widerstände

Neben der Universitätsleitung spielen Fakultäten eine wichtige Rolle für die Implementierung und die damit verbundenen Verhandlungen über die Ausstattung der Studiengänge. Nicht nur müssen Studiengänge aus organisationsrechtlichen Gründen an allen Universitäten an eine Fakultät bzw. einen Fachbereich angegliedert werden, auch sind es die Fakultäten, die ihre Lehrkapazitäten teilen sollen. Entscheidend ist also, auf welche Art und Weise die Initiator_innen der Studiengänge, vor allem aber die Universitätsleitungen, die Einrichtung eines Studiengangs in den Verhandlungsgesprächen mit den Fakultäten präsentieren, damit diese dem Vorhaben auch zustimmen: „Da kann man, wenn man Pech hat, vor einer Allianz, einer Ablehnungskalition dieser Fachbereiche und Fakultäten stehen“, wie dies ein befragter Gender Studies-Akteur auf den Punkt brachte.

Wenngleich zu unterschiedlichen zeitlichen Phasen, kann für alle Universitätsstandorte gezeigt werden, dass Widerstände gegen einen Studiengang besonders deutlich von den Fakultäten geäußert wurden. So etwa wurde in den Interviews darüber berichtet, dass es in den Fakultätssitzungen regelrechte Stör- und Sabotageversuche gegeben hat, um den Studiengang zu verhindern. Dass es in erster Linie keine Fragen der inhaltlichen Ausgestaltung der Studiengänge waren, die Unbehagen

und schlechte Stimmung gegen dieses Vorhaben verursachte, ist schnell klar. Vielmehr wurde antizipiert, durch die neuen Mitspieler_innen an Ressourcen zu verlieren. Daneben fürchten die Fakultäten zudem eine symbolische Störung ihrer Ordnung: Interfakultäre und interdisziplinäre Zusammenhänge entziehen sich gewissermaßen ihrem Kontroll- und Beobachtungssystem: „Etwas, das quer dazu liegt, und das sie nicht kontrollieren und steuern können und das ihrem eigenen Machtbereich entkommt, das macht sie [= Fakultäten] skeptisch“, so ein Gender Studies-Akteur. Fakultätsvertreter_innen bzw. Vertreter_innen von Fachbereichen agierten hier wie Lobbyist_innen für die Fakultät und werteten ab, was nicht eindeutig zuordenbar war. In diesem Kampf um symbolische und materielle Ressourcen scheint es somit nicht nur um institutionelle Differenzierungsprozesse zu gehen, sondern auch um epistemische Grenzziehungen zwischen Disziplinarität und Inter-/Transdisziplinarität als „das Neue, das Andere, etwa in Form eines *dritten Raums*, eines *Transraums*“ (Hark 2014: 196, Herv. i.O.), das Verunsicherung auslösen kann.

2.4 Zur Finanzierung der Studiengänge: Sondergelder und Kostenneutralität

Die Ausstattung der Gender Studies – die Finanzierung des Lehrangebots sowie die personellen Ressourcen – ist an den von uns untersuchten Standorten aber nicht nur von inneruniversitären Verteilungskämpfen, sondern auch von Sondergeldern und Anschubfinanzierungen geprägt. Ein wichtiger Impuls, um Frauen- und Geschlechterforschung in die Lehre an österreichischen Universitäten zu bringen, wurde durch die damalige Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg gesetzt, die 1982 das ministerielle „Sonderkontingent Frauenforschung“ einführte. Seit den 1980er Jahren ermöglicht also eine speziell der Frauen- und Geschlechterforschung gewidmete Geldquelle des Wissenschaftsministeriums die Finanzierung von genderspezifischen Lehrangeboten an österreichischen Universitäten. Im Zuge der Autonomisierungsprozesse der Universitäten in den 1990er Jahren wurden universitätsinterne „Frauentöpfe“ als Äquivalent zum Sonderkontingent Frauenforschung eingerichtet, die bis heute eine wesentliche finanzielle Grundlage für genderspezifische Lehre und Gender Studies-Studiengänge darstellen (Bösch 2004: 14-19). Die Etablierung der Gender Studies an schweizerischen Universitäten wird seit 2004 außerdem durch das Kooperationsprojekt „Gender Studies Schweiz“ – einem Zusammenschluss von neun Universitäten⁵ – vorangetrieben, das durch Bundesgelder der Schweizer Universitätskonferenz (SUK) finanziert wird und sich den Aufbau eines abgestimmten gesamtschweizerischen Studienangebots in Gender Studies auf der Bachelor- und Masterebene zum Ziel gesetzt hat (Ballmer-Cao/Michel 2009: 39-42).

Eng mit dieser Art der Finanzierung verbunden ist die Bedingung der sogenannten „Kosten- bzw. Ressourcenneutralität“: Für die Universitäten sollten durch die Einrichtung von Studiengängen keinerlei Mehrkosten entstehen. Um dies praktisch umsetzen zu können, wird bei der Lehrplanung mit dem Prinzip der Mehrfachnutzung gearbeitet: Bei einem Großteil der Lehrveranstaltungen der Gender Studies-Studiengänge handelt es sich um Import- oder Exportlehre, d.h. die Lehrveranstaltungen werden entweder aus anderen Studiengängen importiert oder die Lehrveranstaltungen der Gender Studies-Studiengänge für Studierende anderer Fächer geöffnet, um Kosten einzusparen. Das Angebot an importierten Lehrveranstaltungen wurde in den Interviews allerdings als problematisch und unsicher dargestellt, da es von einzelnen Personen abhängig ist und

5 Bern, Basel, Fribourg, Genf, Lausanne, Luzern, Neuchâtel, St. Gallen und Zürich

die Lehre zu gewissen Themen nicht nachhaltig verankert werden kann.

Zwischen der Befürwortung des Studiengangs als Beitrag zur Profilierung der Universitäten und den dafür zur Verfügung gestellten Mitteln durch die Hochschulleitung scheint sich hier eine Diskrepanz aufzutun; die Gender Studies sind gezwungen, diesen Beitrag unter prekären Arbeitsbedingungen zu leisten. Sabine Hark (2005: 369) gab in diesem Zusammenhang bereits 2005 für die Gender Studies zu bedenken, dass „[e]ine immer größer und diverser werdende *workload* [...] von immer weniger Personal und unter Bedingungen knapper werdender Ressourcen bewältigt werden“ soll.

Hinsichtlich der Ressourcenausstattung konnten wir außerdem feststellen, dass die Gender Studies derzeit eine Plateauphase, eine „gläserne Decke“, erreicht haben. So schätzte beispielhaft eine der befragten Universitätsleitungen die Ressourcenausstattung der Gender Studies – insbesondere vor dem Hintergrund gesamtuniversitärer Sparmaßnahmen – als angemessen und ausreichend ein. Es wird an den von uns untersuchten Standorten eher an Restrukturierungen und Einsparungen als an einen Ausbau der Ressourcen oder eine institutionelle Verstetigung gedacht. Gender Studies scheinen vor diesem Hintergrund nach wie vor in einem Übergangsstadium – einem provisorischen Zustand – zu verweilen.

3. Fazit: Wohin bewegen sich die Gender Studies also?

Wie wir gezeigt haben, eröffnete die Phase der Restrukturierung der Universitäten ein *Gelegenheitsfenster*, um neue, interdisziplinäre Studiengänge wie die Gender Studies einzurichten. Die Universitätsleitung versprach sich davon vor allem einen Wettbewerbsvorteil. Bereits bestehende Studiengänge an anderen Universitäten haben aber nicht nur für die Universitätsleitung, sondern auch für die Gender Studies-Akteur_innen selbst eine Art Dynamik erzeugt, die eine Institutionalisierung der Gender Studies über die Einrichtung eines Studiengangs geradezu als notwendig erscheinen ließ. So ergriffen auch sie diese Möglichkeit, um sich zu profilieren – entweder Studiengängen anderer Universitäten oder anderen Studiengängen innerhalb der eigenen Universität gegenüber.

Während zum Zeitpunkt der Einrichtung der Studiengänge vor allem eine Innovationsrhetorik dominierte, um die Studiengänge zu legitimieren, lassen sich mittlerweile zwei etwas anders gelagerte Momente der Legitimation identifizieren: An jenen Standorten, an denen die Vorgabe der Kosten- und Ressourcenneutralität eingehalten sowie eine ausreichende Anzahl an Absolvent_innen „produziert“ werden, sehen sich die Gender Studies zumeist keinem Legitimationsdruck ausgesetzt – die Gender Studies scheinen, an den Kriterien der *unternehmerischen Hochschule* gemessen, an diesen Hochschulen „erfolgreich“ zu sein. Auch die Gender Studies-Akteur_innen selbst greifen dabei nicht selten auf die neuen Anerkennungskriterien der *unternehmerischen Hochschule* wie Studierenden- oder Absolvent_innenzahlen zurück, um auf den Erfolg *ihres* Studiengangs hinzuweisen. Eine Legitimation über inhaltliche Argumente erübrigt sich damit weitgehend.

An jenen Standorten allerdings, an denen Sondergelder auslaufen oder gekürzt werden, konnten wir beobachten, dass latente Konflikte zwischen Universitätsleitung, Fakultäten und Gender Studies-Akteur_innen neu aktiviert werden und die wissenschaftliche wie gesellschaftliche „Nützlichkeit“ der Studiengänge oftmals angezweifelt wird. In den Interviews an diesen Standorten wurde deutlich, dass sich die Gender Studies derzeit mit einem Legitimationsdruck nicht nur gegenüber

traditionellen geisteswissenschaftlichen oder wirtschaftswissenschaftlichen Fächern, sondern auch gegenüber anderen interdisziplinären Studiengängen konfrontiert sehen. Diesen Studiengängen wohne aus Sicht der Universitätsleitung ein höheres „Alleinstellungsmerkmal“ – ein Wettbewerbsvorteil – für die Profilbildung der Universitäten inne. Obwohl das Nützlichkeitsargument vonseiten der Hochschulleitung hier – ähnlich wie die einstigen Vorstellungen über den Beitrag der Gender Studies zur Profilbildung – eine Leerformel bleibt, werden die Gender Studies-Akteur_innen damit unter einen inhaltlichen Legitimationsdruck gesetzt. Zu tatsächlichen inhaltlichen Auseinandersetzungen kommt es dabei allerdings nicht. So kann angenommen werden, dass sich unter dem Deckmantel des inhaltlichen Legitimationsdrucks die Anforderung der *unternehmerischen Hochschule* verbirgt, „gesellschaftlich nützlich“ Wissen zu produzieren und zu vermitteln.

Die fragilen materiellen Grundlagen, auf denen die Studiengänge beruhen, zeugen außerdem von einer mangelnden Anerkennung der Gender Studies durch die Universitätsleitung. Nicht selten wurde uns in diesem Zusammenhang von mühsamen und meist nicht zum Ziel führenden Aushandlungsgesprächen mit der Universitätsleitung, in denen entweder um zusätzliche personelle Ressourcen oder eine bessere Verankerung der Studiengänge im Organisationsplan gekämpft wurde, berichtet. So zeigt sich also, dass die reformerische Umstrukturierungsphase zwar ein *Zeitfenster* markierte, in dem die Hochschulleitung die Selbstbeschreibung der Gender Studies als „innovativ“ übernommen hatte, deutlich wird aber auch, dass diese Rhetorik noch wenig über die finanziellen und institutionellen Rahmenbedingungen aussagt, die die Universitäten auch faktisch bereit sind, für die Gender Studies zur Verfügung zu stellen. Mangelhafte Ressourcen und prekäre Organisationsbedingungen stellen die Akteur_innen dann vor institutionelle Hürden, die ihre Spuren in der personellen und organisatorischen, aber auch inhaltlichen Ausgestaltung der Studiengänge hinterlassen können. Die Einwilligung zur Einrichtung der Studiengänge durch die Hochschulleitung ist so gesehen nur noch ein Etikett, das sich die Universitäten anheften konnten, um im gesteigerten Wettbewerb um Standortvorteile mithalten zu können.

Seit den Anfängen der Implementierung der Studiengänge an den Universitäten scheint, so unser wenig optimistischer Befund, selbst die rhetorische Anerkennung für die Gender Studies abgenommen zu haben: Würde in der Phase der Beschlussfassung über die Einrichtung der Studiengänge ihr Beitrag zur Profilbildung der Universitäten in den Vordergrund gerückt, scheint mittlerweile ihr Legitimationsdruck zugenommen und ihre finanzielle Ausstattung eine Plateauphase erreicht zu haben: Das beschriebene *Zeitfenster*, das die Einrichtung der Studiengänge noch vor wenigen Jahren ermöglichte, scheint sich derzeit geschlossen zu haben.

Literatur

- Ballmer-Cao, Thanh-Huyen/Michel, Christine (2009): Gleichstellungspolitik, Arbeitsmarkt, Wissenschaftsreformen: Gender Studies im gesellschaftspolitischen Kontext In: Brigitte Liebig u.a. (Hrsg.): Gender Studies in Ausbildung und Arbeitswelt. Das Beispiel Schweiz. Zürich: Seismo, S. 27-43.
- Bösch, Jessica (2004): Frauen- und Geschlechterforschung in der neoliberalen Universität. In: Erna Appelt (Hrsg.): Karrierescheren. Geschlechterverhältnisse im österreichischen Wissenschaftsbetrieb. Wien: Lit-Verlag, S. 9-26.

- Hark, Sabine (2014): Transreflexionen. Transformation von Wissenschaft – intersektionaler Feminismus – transdisziplinärer Beziehungssinn. In: Gerlinde Malli, Susanne Sackl-Sharif (Hrsg.): *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 196-206.
- Hark, Sabine (2013): Widerstreitende Bewegungen. Geschlechterforschung in Zeiten hochschulischer Transformationsprozesse. In: Kristina Binner u.a. (Hrsg.). *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 194-208.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knobloch, Clemens (2009): Berufsfassaden – der BA als „berufsqualifizierender Abschluss“. In: Andrea Liesner, Ingrid Lohmann (Hrsg.) (2009): *Bachelor Bologna. Erfahrungen mit der neuen Studienstruktur*. Opladen/Famington Hills: Barbara Budrich, S. 95-110.
- Meier, Frank (2009): *Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisationen*. Wiesbaden: VS Research.
- Münch, Richard (2011): *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.
- Riegraf, Birgit/Weber, Lena (2013): Exzellenz und Geschlecht in der unternehmerischen Hochschule. In: Kristina Binner u.a. (Hrsg.): *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 67-85.
- Teichler, Ulrich (2013): Hochschule und Arbeitswelt. Theoretische Überlegungen, politische Diskurse und empirische Befunde. In: Gudrun Hessler, Mechthild Oechsle, Ingrid Scharlau (Hrsg.) (2013): *Studium und Beruf: Studienstrategien – Praxiskonzepte – Professionsverständnis: Perspektiven von Studierenden und Lehrenden nach der Bologna-Reform*. Bielefeld: Transcript, S. 21-38.

Gerlinde Malli

Institut für Soziologie
Geschlechtersoziologie & Gender Studies
Universität Graz
gerlinde.malli@uni-graz.at

Susanne Sackl-Sharif

Institut für Soziologie
Geschlechtersoziologie & Gender Studies
Universität Graz
susanne.sackl@gmx.net

Begrüßungen und Grußworte

Begrüßung von Prof. Dr. Tomke König, Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Sehr geehrter Herr Rektor, liebe Mitglieder der Fachgesellschaft, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende, liebe Gäste, im Namen des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) möchte ich Sie alle herzlich zur Jahrestagung der FG Gender hier an der Universität Bielefeld willkommen heißen.

Als Organisatorinnen vor Ort freuen wir uns sehr, dass die Tagung auf eine so große Resonanz gestoßen ist. Bereits auf den Call for Paper sind so viele Papiere eingegangen, dass wir nur einen Teil annehmen konnten. Das Programm ist dementsprechend groß geworden. Und auch die Zahl der Anmeldungen zur Tagung haben unsere Erwartungen übertroffen.

Die Idee für das Thema ist vor einem Jahr auf der Jahrestagung in Paderborn entstanden – im Gespräch mit Josch Hoenes, Uta Schirmer und Anja Michaelsen, denen ich an dieser Stelle für ihre Unterstützung bei der Präzisierung des Themas danken möchte. Ausgangspunkt war das Selbstverständnis der Fachgesellschaft Gender Studies und die Frage, wie es noch besser gelingen kann, mit dem Thema der jeweiligen Jahrestagung alle in der Fachgesellschaft vertretenen Disziplinen anzusprechen. Wir nahmen an, dass es hierfür nützlich ist, von Prämissen auszugehen, die von Geschlechterforscher_innen über die Disziplinen hinaus geteilt werden. Als kleinsten gemeinsamen Nenner benannten wir:

- Ein reflexives Wissenschaftsverständnis, das eine kritische Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft, die Wissenschaft und die eigene Position darin einnimmt,
- die Vorstellung der Wandelbarkeit von Gesellschaft,
- eine enge Verknüpfung von Erkenntnisinteresse und emanzipatorischer politischer Praxis.

Diese Überlegungen mündeten in der Chiffre *Bewegungen*.

Die zentrale Idee dieser Chiffre ist, die Gesellschafts- und Geschlechterordnungen von den Kämpfen, Konflikten und Bewegung(en) aus zu denken und zu beleuchten. Ausgangspunkt sind also nicht Kategorien und Identitäten, sondern Fragen nach Prozessen: Wie, wo und warum ereigneten und ereignen sich Bewegungen? Was genau ist jeweils umkämpft? Wie gestalten sich konkrete emanzipatorische Praxen und Politiken? Schließlich sollen während der Tagung aber nicht nur die Bedingungen sozialer Bewegungen benannt werden, sondern auch die Prämissen kritischer Wissenschaft. Bewegen sich die Gender Studies (noch) und wenn ja, wohin bewegen sie sich, wohin bewegen „wir“ uns als Geschlechterforscher_innen?

Ich denke, dass diese „kritische Aufmerksamkeit“ auf sich selbst und die eigene Forschung eine der schwierigsten Aufgaben reflexiver Wissenschaft ist. Denn hierbei gilt es immer auch, sich mit unterschiedlichen und widersprüchlichen Interpretationen in grundsätzlichen Fragen auseinander zu setzen. Alleine auf die Frage, was Gleichheit der Geschlechter bedeutet und mit welchen Mitteln sie zu erreichen ist, wird es in diesem Raum viele verschiedene Antworten geben. Das Kunststück besteht dann gerade darin, diese, wie Butler¹ es nennt, „Formen des inneren Dissenses“ zu vermitteln und dem Wunsch zu widerstehen, die „Meinungsvielfalt in Geschlossenheit zu überführen“.

Diese Reflexion geschieht aktuell vor dem Hintergrund von zwei Entwicklungen: Zum einen haben sich die Gender Studies zu einem gewissen Grad an Universitäten etabliert und institutionalisiert. Hieraus ergeben sich für eine kritische Wissenschaft eine ganze Reihe von Fragen: Wie gehen wir mit dem Wahrheitsanspruch von universitärer

1 Butler, J. 2009. Die Macht der Geschlechterrollen. Frankfurt: Suhrkamp

Wissensproduktion um? Welche verschiedenen Wissensformen werden von uns anerkannt? Wie gehen wir mit Theorietätigkeiten jenseits der Akademie um? Und schließlich: Wie ist akademische Theoriebildung aktuell mit sozialen Kämpfen vermittelt?

Zum anderen finden sich gegenwärtig in den Medien und im Netz zunehmend mehr polemische Stellungnahmen zur Geschlechterforschung allgemein und zu einzelnen Wissenschaftlerinnen im Besonderen. In diesen Angriffen, die wir auf dem Ratschlag am Samstag näher beleuchten wollen, wird auch der von mir als „kleinster gemeinsamer Nenner“ bezeichnete Bezugspunkt von Geschlechterforschung in Frage gestellt – sie ist nicht mehr selbstverständlich eine kritische Wissenschaft. Im Namen von „Objektivität“ und wissenschaftlichem Fortschritt hat gerade Stefan Hirschauer, der in Mainz eine Professur für soziologische Theorie und Gender Studies hat, für die Auflösung der Gender Studies plädiert. In diesen öffentlichen Diskursen und Politiken wird feministische Kritik aktuell einmal mehr desavouiert und lächerlich gemacht und damit ihrer gesellschaftlich politischen Relevanz beraubt und unhörbar gemacht.

Da sich die Zukunft der Geschlechterforschung auch in diesen Kämpfen entscheiden wird, erhoffen wir uns von den Vorträgen und Diskussionen während der kommenden Tage wichtige Erkenntnisse. Und wir hoffen, dass wir mit der Tagung einen geeigneten Rahmen für einen produktiven Umgang mit Kontroversen und „unaufhebbarer Komplexität“ bieten, um die Gender Studies in Bewegung zu halten.

Begrüßung von Prof. Dr. Susanne Völker, 1. Sprecherin der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG)

Liebe Mitglieder der Fachgesellschaft, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende, liebe Aktive im heterogenen Feld der Geschlechterforschung, liebe Gäste, ich freue mich sehr im Namen des Vorstands die 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien „*Bewegung/en*“ zu eröffnen. Es ist uns eine große Ehre und Freude, den Rektor der Universität Bielefeld, Prof. Dr. Gerhard Sagerer, begrüßen zu dürfen sowie für den Vorstand der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten die zentrale Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bielefeld, Dr. Uschi Baaken. Wir bedanken uns sehr herzlich für die Unterstützung und Gastfreundschaft der Universität Bielefeld.

Aktuelle Bewegungen

Heute fordert uns das Thema dieser Jahrestagung in anderer Weise heraus, als vor einem knappen Jahr vorhersehbar war, als wir mit der Planung begannen. Wir haben es aktuell mit ‚Bewegungen‘, sozialen Dynamiken zu tun, die wir nicht gewünscht haben. Wir haben es zu tun mit unterschiedlichen, zum Teil miteinander kooperierenden, rechts-nationalistischen Strömungen, von denen wir uns entschieden distanzieren. Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) und deren Ableger artikulieren kulturelle, religiöse, soziale Chauvinismen und rassistische und antidemokratische Ressentiments. Rechtspopulistische Parteien wie die AfD (Alternative für Deutschland) fachen mit ihrer heterosexistischen Familien- und rechtskulturellen Besitzstandspolitik die Radikalisierung der Statuskämpfe des Mittelstandes an. Die aggressive Wucht der im sozialen Netz und in online communities grassierenden Männlichkeitsfundamentalismen zeigt eine trübe Legierung von sozialem Stress, Aversionen und totalitären Orientierungen. *Hate speech* ist in vielen dieser Strömungen ein probates, politisches Mittel – es beschädigt, schürt

Hass und Gewaltbereitschaft ebenso wie die Angst um den eigenen Wohlstand, vor dem Verlust eindeutiger Geschlechtlichkeit und männlicher Dominanz. Religiöser – bspw. römisch-katholischer – Konservatismus befördert zudem gerade im europäischen Raum Trans- und Homophobie und Ausgrenzung. Und den religiösen Fundamentalismen wie jüngst den islamistischen Terrorakten und der mit ihnen gesetzten Gewalt ist in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen nicht zu entkommen.

Geschlechterforschung

Wie dem entgegengetreten? Auf welcher Grundlage sind ‚andere‘ Bewegungen, Bündnisse, Interventionen möglich? Im wissenschaftlichen, akademischen Diskurs wie in außeruniversitären Feldern mehren sich Initiativen, die nach Möglichkeiten von Kritik, nach erweiterten Bündnissen und veränderten Politikformen suchen. An ihnen sind auch feministische Positionierungen und Theoretisierungen – mitunter maßgebend – beteiligt. Die Geschlechterforschung beansprucht dabei keine überlegene Geltung; Gender und Queer Studies sind nur in Verschränkungen zu denken. Ihre Phänomene ebenso wie ihre Epistemologien sind durch vielfältige Relationen bestimmt – und in diesem Sinne verwoben mit Dynamiken, wie sie mit den Postcolonial-, den Disability-, den Subaltern- oder den Science and Technology Studies (um nur wenige zu nennen) herausgearbeitet werden.

Gender und Queer Studies eröffnen aber spezifische Zugriffe auf Fragen der Kritik *und* der Grenzen der Intelligibilität, die mitunter auch die Grenzen der Kritik sind. Geschlecht im Sinne einer Grenzvorstellung (Butler) *und* Praxis der Grenzziehung offenbart einen wesentlichen Modus der Klassifikation und der Organisation von Ordnung, Materialität und Begehren. Gender als kritisches Verfahren macht zudem die Begrenztheit bisher selbstverständlicher oder dominanter Vorstellungen sichtbar und richtet den Blick auf den ‚Lauf der Welt‘, ihre Normen und Rasterungen. *Queer* als Bewegung der Des-Identifikation, als Thematisierung von Un-Orten, des Noch-nicht-Intelligiblen öffnet zudem die Analyseperspektive stärker zum Anderswerden der Welt.

Das feministische Projekt – wie die Praktiken von Wissensproduktion insgesamt – verfügt dabei über keine Beobachterposition, daher gilt es auch im Hinblick auf die aktuellen Dynamiken – um es mit der Physikerin und Wissenschaftsforscherin Karen Barad zu formulieren:

„zu berücksichtigen, dass auch wir Teil des differentiellen Werdens der Welt sind. (...) Es geht nicht bloß darum, dass Wissenspraktiken materielle Konsequenzen haben, sondern dass Wissenspraktiken spezifische materielle Auseinandersetzungen [*engagements] sind, die an der (Re)Konfigurierung von Welt teilhaben.“ (Barad 2013: 58, Herv. i. O.)²

Fragen an die Tagung

Wie steht es also mit den Möglichkeiten der Kritik in einer Welt, über die wir nicht verfügen und deren Teil wir sind? Wie kann eine Fachgesellschaft Geschlechterstudien sich an der Hervorbringung *anderer* Situationen beteiligen, wie können andere Erfahrungen ermöglicht und ermutigt werden? Wie ist das Verhältnis zwischen Differenzen, zwischen dem Zulassen von Nichtübereinstimmungen, bisweilen vielleicht auch von Nicht-Verstehen und dem Ausüben von Gleichheit, dem Ermöglichen von Konvivialität?

2 Barad, K. (2013). Diffraktionen: Differenzen, Kontingenzen und Verschränkungen von Gewicht. In: Bath, C. (Hg.) [u.a.]. *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen - Subjektivierungsweisen - Materialisierungen*. Berlin: Lit. 27-67.

Ich bin davon überzeugt, dass die Vielstimmigkeit und Heterogenität der Geschlechterforschung *mit, in und durch* diese Tagung teilhaben wird an den Konflikten, den Auseinandersetzungen, den Öffnungen und Möglichkeiten dieser Zeit – „stay where the trouble is“, wie Donna Haraway³ sagt.

Dank

Ich bin den lokalen Veranstalterinnen außerordentlich dankbar dafür, dass sie einen Raum geschaffen haben, der diese Teilhabe und Bewegung ermöglicht, der dies auf eine Weise ermöglicht, die der Bedrohung und der Komplexität der Herausforderungen gerecht wird. Dafür möchte ich – im Namen des Vorstands der Fachgesellschaft – insbesondere Tomke König danken, die nicht nur als hauptverantwortliche lokale Veranstalterin, sondern auch als eine zentrale inhaltliche Impulsgeberin wesentlich zur wissenschaftlichen und politischen Kontur der Tagung beigetragen hat. Und dem Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) mit Birgitta Wrede und Anke Kubitzka für die großartige organisatorische Vorbereitung und Umsetzung. Sie haben erst möglich gemacht, dass die Tagung tatsächlich zu dem werden kann, was sie in ihrem Titel behauptet: nämlich zu Bewegung/en!

Grußwort von Prof. Dr.-Ing. Gerhard Sagerer, Rektor der Universität Bielefeld

Meine sehr geehrten Damen und Herren, herzlich willkommen im Namen des Rektorats gleich zu zwei eng miteinander verknüpften Tagungen in der Universität Bielefeld! Wer nur an der Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung (KEG) teilgenommen hat, kann heute nach Hause fahren, alle anderen haben gewiss noch ereignis- und erkenntnisreiche Tage vor sich.

Wenn ein Mann früher über Frauenförderung und Gleichstellung redete, kam dabei schnell ein leichtes Unbehagen auf. Das konnte schnell gönnerhaft klingen oder so, als redete der Blinde von der Farbe. Es konnte aber auch klingen wie ein Angeklagter, der sich ständig rechtfertigen muss. Diese kommunikativen Verwerfungen haben sich glücklicherweise weitgehend verflüchtigt – aber die Erinnerung daran hält bis heute nach. Trotzdem einige Bemerkungen zur Frauen- und Geschlechterforschung an der Uni Bielefeld und auch zum Thema „Gleichstellung“ hier bei uns und anderenorts.

Ganz zweifellos war das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), damals noch Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung, einer der Kristallisationspunkte nicht nur der Frauenforschung in Deutschland sondern auch der neuen Frauenbewegung ganz allgemein. Sie bewegen sich in Bielefeld also, das wissen die meisten von Ihnen natürlich, auf mythischem Boden. Was hier in den 1970er und 1980er Jahren geschah, ist sicherlich unwiederholbar, aber es wirkt zugleich weiter. Heute werden Frauen- und Geschlechterforschung und parallel dazu Gleichstellungsbemühungen sehr viel nüchterner und pragmatischer als damals betrieben, und es ist analytisch und politisch wichtig, beides voneinander genau zu unterscheiden. Vor fast 40 Jahren herrschte ein ganz anderer Enthusiasmus, aber er beschränkte sich auf eine eher überschaubare Zahl von Protagonistinnen – und eine noch viel kleinere von Protagonisten. Dieser Enthusiasmus umfasste auch manche Blindheit und manchen

3 Despret, V. und D. Haraway. (2011). Stay where the trouble is. Im Gespräch mit Karin Harrasser und Kathrin Solhdu. In: zfm 4 Menschen & Andere. Zeitschrift für Medienwissenschaft. 1. 92-102.

Aktionismus, unter dem manchmal auch dem Ansinnen der Frauenbewegung gegenüber aufgeschlossene Männer zu leiden hatten.

Blickt man zurück, zeigt sich, dass inzwischen ein langer Weg erfolgreich zurückgelegt wurde: Das gilt für Einzelmaßnahmen wie in der Kinderbetreuung, vor allem aber gilt dies für das offenere gesamtgesellschaftliche Klima, das generell viel größere Problembewusstsein in Gender- und Gleichstellungsfragen. Theoretisch – ich betone: theoretisch! – ist man sich heute an dieser Stelle so einig wie nie zuvor – trotz antifeministischer Bewegung und anderer sektiererischer Phänomene. Blickt man nach vorn, sieht man aber auch, wie viel Strecke in der Praxis noch geschafft werden muss: Jeder weiß das von der Wirtschaft, besonders sichtbar in den Spitzenpositionen – das gilt aber leider auch für den ach so aufgeklärten und sich rational selbst steuernden Wissenschaftsbetrieb. Ich muss Ihnen nicht erzählen, wie die Frauenquote bei den Professuren in Deutschland immer noch aussieht. Und weil es in manchen Bereichen nur im Schnecken tempo voran geht, wurden inzwischen Maßnahmen ergriffen, die manchen brachial erscheinen: Etwa Quotierungen in Aufsichtsräten (vielleicht auch irgendwann mal in den Vorständen?) oder Mittelvergabe in den Wissenschaften nach Erfolgen in der Gleichstellung. Besonders elegant ist das sicher nicht, aber anderes hilft offenbar nicht wirklich, und letztlich zählt hier der Erfolg.

Wenn ich mich nicht sehr täusche, darf man die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland als große Erfolgsgeschichte bezeichnen, und ein Indiz dafür ist natürlich auch die Existenz der Fachgesellschaft für Geschlechterstudien und der KEG. Wie enorm breit und diversifiziert das Spektrum der Fragestellungen ist, mit denen sich Frauen- und Geschlechterforschung heute beschäftigt, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Programme Ihrer beiden Tagungen. Und vielleicht ist es erlaubt, dabei ein bisschen zu spekulieren: Das Grafikdesign auf den Programmfoldern deutet unter dem Schriftzug „Bewegung/en“ eine sanft ansteigende Welle an. Vielleicht die Welle, die nun schon seit Jahrzehnten unaufhaltsam weiterrollt? Und zu dieser Welle gehört natürlich immer auch das Element der Selbstreflexion und Selbstvergewisserung: Was ist aus der ursprünglichen Bewegung geworden? Wie beeinflusst sie heute noch die Geschlechterforschung? Wohin bewegen sich die Gender Studies, und wie bilden sie welche Leute für die Praxis aus? Ich komme nochmal kurz auf die Uni Bielefeld zurück: Das IFF ist als zentrale und sehr traditionsreiche Einrichtung natürlich ein Markenzeichen. Man sollte dabei aber nicht übersehen, dass wir in vielen Fakultäten und sehr unterschiedlichen Fächern schon früh Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung etabliert haben. Ich glaube, das hat Forschung wie Lehre gleichermaßen gut getan, auch wenn ich weit entfernt davon bin, dieses Modell anderen Hochschulen aufdrängen zu wollen.

Und noch eine Bemerkung zur alltäglichen Gleichstellungspraxis. Glücklicherweise sind die Zeiten längst vorbei, als Rektorate und Präsidien einerseits und Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte andererseits von manchen als natürliche gegenseitige Feinde betrachtet wurden. Ich glaube, den meisten Hochschulleitungen ist längst klar, dass erfolgreiche Gleichstellung geradezu existenziell für das Wissenschaftssystem als Ganzes ist. Und daher bin ich sehr dankbar für die außerordentlich vertrauensvolle Kooperation mit unserer Gleichstellungsbeauftragten beim Bohren sehr dicker Bretter! Sie steht ja schon in den Startlöchern für ihr Grußwort als BuKoF-Vorstand. „Vertrauensvolle Kooperation“ heißt ja nicht, dass es nicht auch Meinungsverschiedenheiten geben kann (und vielleicht sogar muss) und auch die eine oder andere Enttäuschung darüber, wie langsam bestimmte Prozesse laufen. Dass solche Bretter im Lauf der Jahre

aber auch dünner werden können, dazu trägt mit ihrer engen Verknüpfung zwischen Wissenschaft und Praxis die Frauen- und Geschlechterforschung intensiv bei. Ich bin sicher, dass auch von den beiden Tagungen hier bei uns wichtige Impulse für die weitere Entwicklung dieses gesamtgesellschaftlich bedeutenden Wissenschaftsfeldes ausgehen werden, und wünsche Ihnen weiterhin spannende Diskussionen und einen angenehmen Aufenthalt in Bielefeld!

Grußwort von Dr. Uschi Baaken, Vorstand Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (BuKoF)

Liebe Kolleginnen und Kollegen, gestern war ich noch in meiner Rolle als Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bielefeld hier auf der Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien (KEG), heute möchte ich Sie ganz herzlich für den gesamten BuKoF-Vorstand zur Tagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG) begrüßen.

Trotz der sowohl historischen als auch konzeptionellen und institutionalisierten Trennung von Geschlechterforschung und Gleichstellung gibt es viele Berührungspunkte, prozesshafte Kooperationen und Gemeinsamkeiten. Der Brückenschlag zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung ist sowohl strategisch als auch inhaltlich wichtig im Hinblick auf das große gemeinsame Ziel des Wandels hin zu einer geschlechtergerechten Wissenschaftskultur. Zudem ist die konzeptionelle Trennung nicht so eindeutig wie sie scheint, viele Akteurinnen und Akteure bewegen sich in Doppelrollen oder in ihrer Arbeit in beiden Feldern.

Auch innerhalb der BuKoF sind Themen der Gleichstellungspolitik und der Geschlechterforschung ineinander verzahnt. Insbesondere die BuKoF-Kommission „Geschlechterforschung“ arbeitet an der Entwicklung von Strategien, um die Stärkung der Geschlechterforschung an Hochschulen zu fördern, die Kooperation zwischen Geschlechterforschung und Gleichstellung aktiv zu gestalten und perspektivisch die Integration der Geschlechterforschung in alle Förderprogramme zu erreichen. Auch in intensiven Kontakten zur Politik und zu den Wissenschaftsorganisationen wie Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und Wissenschaftsrat (WR) bringt die BuKoF seit Jahren die Wichtigkeit der Geschlechterforschung und der Gender Studies an Hochschulen ein.

Dennoch bewegen sich sowohl die Gleichstellung als auch die Geschlechterforschung noch immer in dem Spannungsfeld zwischen Anerkennung und Marginalisierung. Die Akzeptanz und Integration von Geschlechterforschung, Gender Studies und Gleichstellungspolitik haben deutlich zugenommen, werden an manchen Stellen schon als integraler Bestandteil von Forschung, Lehre und Hochschule anerkannt. Die Marginalisierung stellt sich diffiziler, manchmal subtiler dar. Vorwiegend an den Stellen, an denen Gleichstellung oder das Mitdenken von Gendergesichtspunkten aufwändig oder unbequem ist, wird seine Notwendigkeit noch gerne in Frage gestellt, ist eine Selbstverständlichkeit im Einbezug von Gender in Forschung und Lehrinhalte aller Disziplinen und in die gesamte Hochschulentwicklung noch in weiter Ferne.

Der immer wieder bemühte Begriff der Querschnittsaufgabe, das grundsätzliche Mitdenken von Genderaspekten in Forschung, Lehre und auf allen Ebenen ist ein nach wie vor unerfülltes und aktuelles Ziel – für Gleichstellungsakteurinnen und -akteure genauso wie für Geschlechterforscherinnen und -forscher. Auf dem Weg dahin sind

wir angewiesen auf neue Impulse und Möglichkeiten der Überzeugung, Steuerung und Motivation.

Dazu brauchen wir die Anerkennung in der Wissenschaft und in ihren übergeordneten wissenschaftspolitischen Organisationen. Wir brauchen eine Synchronisierung der Erkenntnisgewinne und zielgerichteten Arbeit in den Hochschulen mit Bundes- und Landesprogrammen, die Geschlechterforschung UND Gleichstellung systematisch fördern und sie nicht gegeneinander rechnen.

Und schon gestern haben wir hier festgehalten: bei aller Notwendigkeit der unterschiedlichen strategischen Schwerpunktsetzungen und Abgrenzungen sowie bestehender Konkurrenzen um Sichtbarkeit, Wertschätzung und Ressourcen und trotz oder gerade wegen unterschiedlicher Formate der Institutionalisierung und Ungleichheit von Strukturen brauchen wir systematische Diskussions- und Begegnungsräume und kontinuierlichen Informationsaustausch zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung.

Ich würde mich freuen, wenn diese Tagung hier in Bielefeld neue Impulse für eine Weiterentwicklung auf diesem Weg geben könnte. In diesem Sinne wünsche ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine interessante, fruchtbare und spannende Tagung.

Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Ilona Pache, Tanja Rietmann

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2015

Die diesjährige Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 12. bis 13. Februar 2015 an der Universität Bielefeld statt. Ausgerichtet wurde die Arbeitstagung vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Fast hundert Wissenschaftler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen sich in angenehmer Atmosphäre, um aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu diskutieren. Der qualifizierte Erfahrungsaustausch innerhalb des Dachverbandes KEG reflektierte vor allem Formen und Strategien der Institutionalisierung, identifizierte diesbezügliche Fallstricke der Hochschulpolitik und trug dazu bei, die Geschlechterforschung als institutionalisierte Wissenschaft weiter zu entwickeln. In diesem Jahr wurden schon lange in der KEG diskutierte Themen weiterverfolgt, aber auch neue Schwerpunkte in eigenen Arbeitsgruppen erörtert. Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen.

Die AG **Zentren an der unternehmerischen Hochschule – Perspektiven auf Geschlechterforschungszentren in Zeiten von Drittmitteln und Controlling** beleuchtete eine der wichtigsten und ältesten Institutionalisierungsformen der Gender Studies, die Zentren, diesmal unter dem Blickwinkel der zunehmenden Wirtschaftlichkeitserwartungen an alle Formen von Wissenschaft. Zentrale Fragen der Arbeitsgruppe lauteten: Wie wirkt sich die veränderte Hochschulstruktur auf die Arbeit der Zentren aus? Welche neuen Möglichkeiten und Einschränkungen ergeben sich? Welche Anpassung müssen Zentren in Zeiten der Ökonomisierung der Hochschulen leisten bzw. hinnehmen? Wo liegen hier die Grenzen des Vertretbaren bzw. des Machbaren? Welche Chancen und Gefahren bergen Drittmittelprojekte für Zentren? Wie viel Gestaltungsspielraum bleibt, wenn sich ein Zentrum alle paar Jahre evaluieren lassen muss? Was passiert mit den Inhalten der Geschlechterforschung in den Controlling-Abteilungen?

Im Rahmen der AG wurden verschiedene Erfahrungen mit der Evaluation von Zentren, der Gestaltungsmacht von Controlling und der Abhängigkeit von Drittmittelprojekten zusammengetragen. Hierzu gab es Bestandsaufnahmen verschiedener Zentrumsvertreter_innen: der Organisator_innen der AG Inga Nüthen (Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung (ZEFG), Freie Universität Berlin), Dirk Schulz und Karolin Kalmbach (beide GeStiK – Gender Studies in Köln) sowie Britta Borrego (Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (FraGes) an der Universität Leipzig), Wiebke Backhaus (Koordinierungsstelle Gender Studies, Universität Freiburg) und Jana Husmann (Göttinger Centrum für Geschlechterforschung (GCG)). Daran anschließend wurden Möglichkeiten für einen Umgang mit der aktuellen Situation und eventuelle gemeinsame Strategien diskutiert. Zentrale Frage hierbei war, wie angesichts der Herausforderungen der ökonomisierten Hochschule eine dauerhafte, langfristige Arbeit abgesichert werden kann.

Die AG **Entwicklung der Gender-Studiengänge** bietet schon seit langem immer wieder Austauschmöglichkeiten über die Erfahrungen etablierter Gender-Studiengänge sowie über aktuelle Fragen zur Implementierung neuer Studiengänge. Helga Hauenschild

(Georg-August-Universität Göttingen) stellte den Status Quo, die Herausforderungen und Perspektiven der Gender Studiengänge am Beispiel der Situation in Göttingen dar: Fragen nach einem Kerncurriculum, der Inter- und Transdisziplinarität sowie Fragen der Qualitätssicherung sind immer wieder zentral und werden stets neu diskutiert. Darüber hinaus wird in Göttingen derzeit erörtert, die Mobilitätsmöglichkeiten für Studierende zu erweitern. Neben bestehenden Austauschprogrammen wird die Beteiligung an dem Projekt PONS (Erasmus im Inland) aufgebaut. Sylvia Pritsch (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) thematisierte Widersprüche zwischen dem Anspruch der Inter- und Transdisziplinarität und Problemen der Vermittlung in der Praxis.

In der Diskussion wurden zum einen unterschiedliche Problemebenen im Umgang mit unterschiedlichen Fachkulturen und stark gemischten Lerngruppen identifiziert. Als zentrale Probleme kristallisierten sich die (negative) Selbsteinschätzung der Studierenden sowie die Qualitätssicherung (Stichwort Importlehre) heraus. Zum anderen wurden Erfahrungen mit praktischen Zugängen und Verfahren ausgetauscht, welche den Erwerb interdisziplinärer Kompetenz für die Studierenden erleichtern, wie die Organisation von Studienbegleitung (Tutorien, Tutor_in-geleitete Sprechstunden, Mentoring), von Austauschmöglichkeiten für die Lehrenden (Runde Tische) sowie für Studierende und Lehrende (Gender Forschungstag) u.a.

Für die erfolgreiche Etablierung der Gender Studies war die Pflege von regionalen, nationalen und internationalen Netzwerken von Anfang an entscheidend. Mit der AG **Regionale und nationale Netzwerke der Gender Studies** wurden im Rahmen der KEG erstmalig diese bedeutenden Institutionalisierungsstrukturen zum expliziten Thema. Unter der Moderation von Tanja Rietmann (Universität Bern) stellten sich in der Arbeitsgruppe drei regionale und ein nationales Netzwerk der Geschlechterforschung/ Gender Studies vor: Daniela Hrzán (Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN)), Beate Kortendiek (Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW), Marianne Schmidbaur (Konferenz der Zentren und Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung an hessischen Hochschulen (KONZEN)) sowie Katrin Meyer (Netzwerk Gender Studies Schweiz).

Die Vertreterinnen dieser Netzwerke stellten in kurzen Inputs dar, welches die Ziele der Netzwerke sind und welche Rolle sie in den heutigen universitären und (gleichstellungs-)politischen Kontexten spielen. Der Schwerpunkt der Diskussion lag dabei auf der Frage, welches die aktuellen Herausforderungen dieser Netzwerke sind und welche Strategien für eine erfolgreiche Zukunft entwickelt werden können. Welche besonderen Chancen und Handlungsmöglichkeiten liegen bei den Netzwerken, um sowohl auf aktuelle Probleme reagieren als auch die Gender Studies nachhaltig sichern zu können? Welche best practices können benannt werden? Weiter ging es um die Frage, welche Finanzierungsmodelle es gibt und welche Finanzierungsmodelle für die Zukunft entwickelt werden könnten. Und nicht zuletzt wurde die Frage aufgegriffen, welche Kooperationsformen in Zukunft auf welche Weise vertieft werden sollen – zwischen den Netzwerken, mit den nationalen Fachgesellschaften der Gender Studies und mit weiteren Institutionen und Strukturen der Geschlechterforschung. Dabei wurden Ansätze als zukunftsweisend beurteilt, die Netzwerke über konkrete inhaltliche Lehr- und Forschungsk Kooperationen zwischen Zentren, Lehrstühlen und einzelnen Forschenden lebendig halten.

Nachdem bei den vergangenen Arbeitstagungen die spezifische Situation der Geschlechterforschung an Fachhochschulen bereits häufiger andiskutiert worden war, initiierten Christiane Micus-Loos, Marike Schmeck und Britta Thege (alle Fachhochschule Kiel) in diesem Jahr mit der AG **Geschlechtertheorie am Puls der Praxis – Gender Studies an der Fachhochschule Kiel** erstmals eine gezielte Auseinandersetzung mit diesem Thema im Rahmen der KEG. Zunächst wurde das 1992 unter dem Namen „Institut für Frauenforschung“ gegründete zentrale „Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity“ (IGD) der FH Kiel vorgestellt. Hier wurde fokussiert auf strukturelle Umbrüche, Veränderungen und Gefährdungen des Instituts und auf Besonderheiten eines Fachhochschul Instituts im Vergleich zur Universität (Praxis- und Anwendungsorientierung in der Forschung; geringe Anzahl an Professorinnen insgesamt und nur sehr wenige Professor_innen mit spezifischem Genderwissen; kein wirklicher Mittelbau; kaum Promovend_innen).

Im Anschluss wurde der Genderschwerpunkt im BA Soziale Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit vorgestellt unter der Fragestellung, wie in der Lehre Geschlechter- und Diversitykompetenzen für professionales Handeln in der Sozialen Arbeit vermittelt werden kann. In der Diskussion wurde die Notwendigkeit betont, die Verzahnung von wissenschaftlichen Gendertheorien und professioneller (sozial-)pädagogischer Praxis auch in Masterstudiengängen zu verankern. Schließlich wurde das Forschungsprojekt „AN[N]O 2015 – Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen“ als Beispiel für eine gelungene Verzahnung von Forschung und Praxis vorgestellt. Explizites Anliegen der Studie ist, die Perspektive von Jugendlichen am Übergang Schule-Beruf sichtbar zu machen, um Anknüpfungspunkte für die Entwicklung neuer Wege hin zu einer geschlechtergerechteren Berufsbildung aufzuzeigen.

Neben diesen explizit auf Institutionalisierungen Bezug nehmenden Fragestellungen haben sich zwei thematische Felder herauskristallisiert, die ein wichtiges Forum der Verständigung auf der KEG gefunden haben: Gender Studies an Kunst- bzw. Musikhochschulen sowie Gender Studies und Medizin. Die bereits 2014 gestartete AG **Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten** hat auf der diesjährigen Tagung unter der Federführung von Christa Brüstle (Kunstuniversität Graz), Andrea Ellmeier (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien) und Alexander Fleischmann (Akademie der bildenden Künste Wien) einen Round Table initiiert.

An Kunst- und Musikuniversitäten/-hochschulen treffen Gleichstellungspolitik und Gender Studies auf ein jeweils spezifisches Verständnis von Kunst oder Musik, das oft hegemoniale Züge trägt und so auch Fragen von Gleichstellung und Gender Studies (mit-)strukturiert. Vor diesem Hintergrund wurden die bisherigen Erfolge und die Hürden für Gleichstellungspolitiken sowie Strategien zu deren Überwindung und zukünftige Herausforderungen diskutiert. Eingeladene Teilnehmer_innen am Round Table waren: Sofia Bemepeza (Zürcher Hochschule der Künste); Kerstin Büschges (Universität Hildesheim), Birgit Fritzen (Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover), Antje Kirschning (Hochschule für Musik „Hanns Eisler“, Berlin), Angelika Silberbauer (Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien).

Die Diskussion der Frage nach dem Status quo der Gleichstellungspolitik an den Kunsthochschulen bzw. Kunstuniversitäten zeigte neben den zu erwartenden Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern bzw. deutschen Bundesländern auch starke Unterschiede

innerhalb der einzelnen künstlerischen Ausrichtungen. Daneben wurden Initiativen zur Förderung von Gleichstellung und Gender Studies vorgestellt (z.B. Info-Broschüren, Lehrveranstaltungsverzeichnisse, Coaching-Gutscheine, Ausstellungsprojekte). Deutlich wurde die starke Überschneidung zwischen Gleichstellungsagenden und Genderaspekten in der künstlerischen Arbeit bzw. Forschung. Dies vor allem deshalb, weil viele Kolleg_innen in beiden Bereichen aktiv sind und gleichzeitig auch ein Mehrwert in dieser Strategie gesehen wird. Dementsprechend ist angedacht, die AG 2016 mit dem Thema „Theorie und Praxis“ fortzuführen. Weiter diskutiert wurden Fragen nach nationalen und internationalen Vernetzungen sowie nach der Zukunft von Gleichstellungspolitik und Gender Studies (Expansion? Backlash?) an Kunsthochschulen und -universitäten.

Auch die AG **Gender Studies und Medizin** tagte zum zweiten Mal im Rahmen einer KEG-Tagung. Ulrike Nachtschatt (Medizinische Universität Innsbruck) und Sandra Steinböck (Medizinische Universität Wien) stellten als Organisatorinnen in diesem Jahr die Dialogfrage beider Wissenschaftsbereiche in den Mittelpunkt.

Ausgangspunkt war die Frage nach dem Status-Quo des Wissenstransferprozesses zwischen dem biomedizinischen Wissenschaftssystem und den Gender Studies. Als Leitfaden wurden zu Beginn des Inputs Fragestellungen zu den Übergängen, den Bedeutungsverschiebungen innerhalb dessen, was als Vorverständnis von „Geschlecht“ vorausgesetzt wird, formuliert. Im Anschluss thematisierte der Vortrag unterschiedliche Spielarten der Auseinandersetzung mit „Geschlecht“ im Kontext der biomedizinischen Wissenschaften. Die Begriffsdiskussion im biomedizinischen Wissenschaftsfeld spiegelt vor allem ein Aufgreifen, Abbilden und Diskutieren von feldspezifischen Überlegungen und ist sehr abgegrenzt gegenüber Wissen aus anderen Disziplinen.

Im Anschluss wurde ein Praxisbeispiel des Wissenstransfers der MedUni Innsbruck vorgestellt. Als wichtigste Erfolgsfaktoren haben sich hier eine Fokussierung auf medizinische Beispiele und damit das Anknüpfen an den Arbeitsalltag der biomedizinischen Wissenschaftler_innen und eine Konzentration auf die Anwendbarkeit erwiesen. Eine kurze, prägnante Darstellung ist niedrigschwelliger während metadiskursive philosophische und gesellschaftspolitische Diskussionen oft nicht anschlussfähig sind.

Die anschließende Diskussion konzentrierte sich auf Fragen nach der Dichotomisierung von Geschlecht sowie auf die Problematik der begrifflichen Unschärfe durch die unhinterfragte Verwendung von „Geschlecht“ als Analysekategorie. Dies birgt die Gefahr, dass wissenschaftskulturimmanente androzentrische und ethnozentrische Mechanismen unreflektiert fortgeschrieben werden. Der den Gender Studies immanente Charakter eines reflexiven Umgangs mit Wissensproduktion findet so oft keinen nachhaltigen Eingang in das Feld der Biomedizin. Aber auch die Erkenntnisse der Medizin zu Fragen der Produktion des biologischen Geschlechts werden in den Gender Studies selten rezipiert.

Schon oft als wichtiges Themenfeld benannt, auf der diesjährigen Tagung explizit bearbeitet, wurde das **Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung** in der gleichnamigen AG. Zum einen in einem Workshop mit dem Schwerpunkt auf Fragen von Vernetzung, Kooperationen und Konkurrenzen, organisiert von Andrea Löther, Nina Steinweg und Lina Vollmer (Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS)), Ina Sieckmann-Bock und Nele Bastian (Bundeskonzferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen

(BuKoF)) sowie Daniela Hrzán (Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN)).

Die Ausdifferenzierung von Theorie und Praxis der Gleichstellung hat sich in den letzten Jahren zunehmend verstärkt und äußert sich je nach Hochschule unterschiedlich. Vor diesem Hintergrund werden die Implikationen der Geschlechterforschung für die Gleichstellungspraxis häufig kritisch diskutiert. Das Verhältnis beider Bereiche wird dabei meist als konfliktreich wahrgenommen. Für die Kooperation und Vernetzung von Geschlechterforscher_innen und Gleichstellungspraktiker_innen bedeuten diese Wandlungsprozesse veränderte Rahmenbedingungen und neue Herausforderungen. Dabei gibt es auf vielen Ebenen einerseits Überschneidungen und andererseits Konkurrenzen, z.B. um Ressourcen oder bezüglich der Deutungshoheit über Ziele und Ausrichtung der Gleichstellungspolitik. Eine wechselseitige Einflussnahme von Theorie und Praxis ist dabei nach wie vor anzustreben. Einerseits sind theoretische Implikationen und die Erforschung von Geschlechterverhältnissen fundamental für die Gleichstellungspraxis. Andererseits geben geschlechterpolitische Entwicklungen wertvolle Impulse für die Geschlechterforschung.

Im Plenum stellten die Organisatorinnen den fachlichen und geschlechtertheoretischen Hintergrund von Gleichstellungsakteur_innen vor, präsentierten Erfahrungen der Zusammenarbeit von Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungsbeauftragten auf Landesebene und zeigten auf, wie Gleichstellungsakteur_innen die Stärkung der Forschungsperspektive aktiv fördern können. Anschließend wurden in kleineren Workshops institutionelle Überschneidungen, Abgrenzungen, Kooperationen und Konkurrenzen zwischen Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und der institutionalisierten Gleichstellungsarbeit an den Hochschulen ermittelt und Möglichkeiten der Kooperation und Vernetzung diskutiert.

Eine korrespondierende Ergänzung zum Thema bot die AG **Potentiale von EU-Projekten zur Gleichstellungspolitik und Genderforschung**. Susanne Achterberg und Jennifer Dahmen (beide Bergische Universität Wuppertal) und Sabine Bohne (Universität Vechta) stellten zwei aktuell unter deutscher Beteiligung im 7. Rahmenprogramm geförderte EU-Projekte vor, die darauf abzielen, Universitäten und Forschungseinrichtungen geschlechtergerecht zu gestalten.

Das Projekt „*Effective Gender Equality in Research and the Academia (EGERA)*“ besteht aus einem Konsortium aus Universitäten und Institutionen aus sieben EU-Ländern (Frankreich, Spanien, Belgien, Niederlande, Tschechische Republik, Portugal, Deutschland) und der Türkei. Ziele von EGERA sind die Erhöhung der Chancengleichheit bzw. Gleichstellung der Geschlechter durch strukturelle Veränderungen in den beteiligten Institutionen, der Auf- und Ausbau einer geschlechtergerechten Hochschulkultur, die stärkere Einbeziehung von Gender-Perspektiven in Forschung und Lehre, das Angebot von Gender & Diversity Trainings für verschiedene Zielgruppen, die Implementierung von „Gender Equality Action Plans“ (GEAPs) in den Partner-Institutionen und das „Monitoring“ der Umsetzung von Maßnahmen.

Das Projekt „*Transferring Implementing Monitoring Equality (GenderTime)*“ zielt auf die Identifizierung und Umsetzung systematischer Ansätze zur Erhöhung der Chancengleichheit von Wissenschaftler_innen auf den unterschiedlichen Karrierestufen. In dem Konsortium von Hochschulen und Forschungsinstituten forschen Wissenschaftler_innen aus acht Ländern (Deutschland, England, Frankreich, Italien,

Österreich, Schweden, Serbien und Spanien). Für jede der teilnehmenden Institutionen wurden vorab Aktionspläne definiert; die Aktivitäten umfassen u.a. Maßnahmen im Bereich der Nachwuchsgewinnung, der Karriereentwicklung und der Vereinbarkeit von Privat- und Berufsleben.

Im Anschluss an Berichte aus diesen Forschungsprojekten wurden in Arbeitsgruppen insbesondere die Fragen erörtert, welche Potentiale und welche Kritiken es an befristeten EU-Projekten aus gleichstellungspolitischer Sicht gibt, wie das Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung in Deutschland aussieht und welche Vor- und Nachteile internationale und interdisziplinäre Kooperationen bieten.

Berichte aus einem weiteren Forschungsprojekt erweiterten die Themenvielfalt der diesjährigen KEG-Tagung um die Vorstellung eines in doppelter Weise ausbildungsbezogenen Vorhabens: Andrea Bramberger und Bärbel Linsmeier (beide Pädagogische Hochschule Salzburg) berichteten in der AG **Gender Inclusion in der Pädagog_innenausbildung** über das Projekt „Socioliteracies: Lesen und Diversität“. In diesem Projekt geht es darum, neue Modelle zu entwickeln, die auf die Einlagerung sozialer Ungleichheiten in die Strukturen der Bildungsinstitutionen reagieren. Solche Modelle nehmen feministische Wissenschaftskritik auf und zielen darauf ab, die Vermittlung von Wissen zu verändern, indem sie soziale Räume egalitärer Bildungsbeteiligung schaffen.

In diesem Kontext fand eine Bildungsinitiative statt, die Geschlechter- und Diversitätskompetenz und Didaktiken der Vermittlung von Bildungsinhalten im Sinne der *socioliteracies* verband. Lehrende und Lernende erarbeiteten dabei konkrete Unterrichtsmodelle für einen geschlechter- und diversitätssensiblen Leseunterricht in der Primarstufe, die so konzipiert sind, dass sie in jeder Schule mit allen Kindern unmittelbar eingesetzt werden können. Im Lehrforschungsprojekt wurden Heterogenität und Fragen des Umgangs mit sozialen Ungleichheiten an Bilderbüchern und Themen im Kontext von „Familie“ diskutiert, zum Beispiel: Repräsentationen von Mütterlichkeit; Heteronormativität in Familien; Patchworkfamilien; Gewalt in Familien. Die Didaktiken nahmen sowohl auf die speziellen Inhalte, als auch auf die Bildungsabsichten, die sich mit den einzelnen sozialwissenschaftlichen Theorien verbanden, unmittelbar Bezug.

Die von Ilona Pache (KEG-Sprecherin) und Sabine Grenz (FG-Vorstand) moderierte **Brückenveranstaltung** zum Thema „(Wohin) bewegen sich die Gender Studies?“ leitete von der KEG zur Tagung der Fachgesellschaft über. Vier Referent_innen skizzierten ihre Forschungsfelder entlang von Fragen zu den Themen Konzeption (Entwicklungen, Einflüsse), Institutionalisierung (Akteur_innen, Herausforderungen) sowie Politisierung/Politiken (Kritische Interventionen, Ent/Politisierungen). Gerlinde Malli und Susanne Sackl-Sharif berichteten aus dem Forschungsprojekt „Nach Bologna. Gender in der unternehmerischen Hochschule“ über Etablierungsphasen der Gender Studies in Österreich und der Schweiz. Die nichtgelungene Institutionalisierung der Queer Studies im deutschsprachigen Raum problematisierte Franziska Rauchut. Eike Marten befasste sich mit narrativen Strategien in der Genealogie von Diversity als analytisch-kritischem Begriff. Ambivalenzen in der Konzeptualisierung und Standardisierung von Gender als Schlüsselkompetenz zeigten Florian Klenk und Lisa-Marie Langendorf. Im anschließenden, lebhaften Austausch mit dem Publikum standen Widersprüche im Verhältnis von Theorie und Praxis im Mittelpunkt. Mehrheitlich bekräftigt wurde, das

wissens- und herrschaftskritische Gender-Projekt und die Anwendbarkeit von Gender-Wissen nicht als Gegensatz zu verstehen.

Die nächste Tagung der KEG wird vom 11. bis 12. Februar 2016 an der Humboldt Universität zu Berlin stattfinden. Als mögliche neue Themen und Aspekte wurden benannt:

- Verhältnis von Gender und Diversity-Konzepten (Positionen, Politiken, Institutionen)
- Neue inhaltliche Herausforderungen für die Gender-Studiengänge (Kerncurriculum, Internationalisierung, Austausch-Module, Mobilität, E-Learning, Integration von Diversity-Ansätzen, Bezüge zu außeruniversitären Praxisfeldern, etc.)
- Wissenschaftsmanagement in den Zentren im Kontext neuer Governancestrukturen
- Geschlechtertheorie und Gleichstellungspolitik: Vertiefte Verständigung über den wechselseitigen konkreten Nutzen (z.B. Wissensproduktion).

Weiter fortgeführt werden sollen folgende AGs:

- Entwicklungen der Zentren für Gender Studies
- Entwicklungen der Gender Studies Studiengänge
- Gender Studies an Kunst- und Musikhochschulen.

Initiativen zur Ausgestaltung dieser oder anderer AGs und auch zur aktiven Beteiligung bei ihrer Ausgestaltung sind herzlich willkommen. Die Sprecher_innen freuen sich, wenn sich an den AGs jeweils Teilnehmende aus Deutschland, Österreich und der Schweiz beteiligen. Bitte schicken Sie ein Abstract bis zum **15. Juni 2015**.

KEG im Internet: <http://www.genderkonferenz.eu>. Hier gibt es unter **Kontakt** die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Informationen können über die Mailingliste von dort aus auch von Eingetragenen verteilt werden.

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG)
Humboldt-Universität zu Berlin
ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Tanja Rietmann

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung
Universität Bern
tanja.rietmann@izfg.unibe.ch

Alexander Fleischmann

Akademie der bildenden Künste Wien
a.fleischmann@akbild.ac.at

Elaine Lauwaert

Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/ Gender Studies Association (FG) „Bewegung/en“

Vom 13. bis 14. Februar 2015 fand an der Universität Bielefeld die 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (FG) unter der Chiffre „Bewegung/en“ statt. In unterschiedlichen Formaten wurde sich aus unterschiedlichsten Perspektiven und mit verschiedensten Schwerpunkten dem Thema angenähert und gerade aus dieser Verschiedenheit entstand ein Gesamtbild, das die Diversität, aber auch die gemeinsamen Fragestellungen der Geschlechterforschungen sichtbar machte.

Den Beginn der Tagung machte eine Brückenveranstaltung, die eine Verbindung zu der vorher stattfindenden 13. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum (KEG) herstellte und unter dem Titel „(Wohin) bewegen sich die Gender Studies?“ stand.

Nach der Begrüßung durch Vertreter_innen der Fachgesellschaft, der lokalen Organisator_innen, des Rektorat der Universität Bielefeld und der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (BuKoF) führte Encarnación Gutiérrez Rodríguez in einer Keynote in das Thema der Tagung ein. Unter dem Titel „Moving Towards a Common: Materialität, Aporia und Politiken des Affekts“ beschäftigte sie sich am Beispiel der „Bewegung der Empörten“ in Spanien mit der Frage, wie ein „Common“, etwas Gemeinsames entstehen könne, welche Vorteile, aber auch Problematiken mit der Politisierung von Affekten einher gehen, in welchem Verhältnis Materialität und Ideologie zueinander stehen würden, und wie in solchen Bewegungen mit gesellschaftlich und individuell verankertem Rassismus umgegangen würde. Das Gemeinsame würde auf Grundlage der Arbeit der Anderen entstehen, Leid könne nicht allein durch die Politisierung der Affekte verändert werden und bliebe weiter bestehen, so lange Rassismus und Heteronormativität tragende Grundpfeiler der gesellschaftlichen Verhältnisse seien.

Im Anschluss fanden drei parallele Panels statt. Im Panel 1 **Frauenbewegungen** beschäftigte sich *Imke Schmincke* aus München unter dem Titel „Von Emanzipation zu Empowerment?“ mit der Wirkung der Frauenbewegung in den Aussagen junger Studierender. Im Fokus des Vortrages stand die Frage, wie, wo und warum sich soziale Bewegungen ereignen, wann feministische Kritik artikulierbar und wahrnehmbar wird und wann emanzipatorische Forderungen in neoliberale, wann kollektivierende Praxen in individualisierende umschlagen.

Swantje Köbsell und *Lisa Pfahl* aus Berlin betrachteten Grenzen der Sichtbarkeit von Geschlecht und Körper in der Behindertenbewegung von 1970 bis heute unter dem Titel „Von Krüppelfrauengruppen zur Disability Pride Parade“. Dabei standen Berührungspunkte, aber auch Konflikte mit den Frauenbewegungen im Fokus und der Impuls, wissenschaftspolitische Strategien für die Gender und Disability Studies zu entwickeln.

Antje Daniel aus Bayreuth konzentrierte sich in ihrem Beitrag auf zwei verschiedenen Frauengruppierungen in Brasilien – der sozialistisch orientierten *Maracha Mundial de Mulheres (MMM)* und der liberalen *Articulacao de Mulheres Brasilieras (AMB)*, zeigte auf, wie sich diese unterschiedlich auf transnationale Normen orientieren und stellte die Frage zur Diskussion, ob die lokal ausgetragenen Kontroversen der Kohäsion unter den Aktivistinnen entgegenstehen oder aber fruchtbar wirken im Engagement für Gendergerechtigkeit in Brasilien.

Charlotte Binder und *Asli Polatdemir* schließlich beschäftigten sich mit Bündnispolitiken von Frauenbewegungen in der Türkei und der Frage, wie – trotz

großer Differenzen zwischen einzelnen Gruppen – Bündnisse und Solidarität möglich werden können, welche Themen sich hier eignen und welche nicht, welche theoretischen Konzepte und praktischen Strategien angewendet werden, und in wie weit die politische Gezi-Park-Bewegung von 2013 neue Möglichkeiten der Solidarisierung und des Schaffens von Bündnissen ermöglicht.

Panel 2 **Kollektive** beschäftigte sich mit Männerbewegungen, Netzbewegungen, kollektiven und akkumulativen Handlungsfähigkeiten durch affektive Verbindungen sowie mit künstlerischen Produktionen als Motor für politische Bewegungen am Beispiel des Two Spirit Netzwerkes. *Matthias Luterbach* aus Basel suchte am Beispiel von Männerbewegungen in der Schweiz nach alternativen Formen von Männlichkeit, und beleuchtete eine Diskrepanz, eine kollektiv geteilte männliche Identität zwar einerseits zurückzuweisen, diese aber gleichzeitig durch das Engagement in reinen Männer Räumen wieder anzurufen, und der Frage der Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht und Geschlechterordnung.

Kathrin Ganz aus Hamburg zeichnete die Konflikte um Geschlecht und Macht in der Netzbewegung nach und untersuchte, wie sich hier Differenz und soziale Ungleichheiten fortschrieben und/oder veränderten. Dabei konnte sie einerseits zeigen, das Aktivist_innen ihre eigene vernetzte Individualität als Ausdruck einer avantgardistischen Subjektposition verstehen und sie digitale Räume als Möglichkeit verstehen, sich als freie Subjekte konstituieren zu können, sich aber auch hier Marginalisierungen und Diskriminierungen in gewaltvoller Weise widerspiegeln.

Esther Mader aus Berlin beschäftigte sich mit der Frage, wie widerständige Handlungsfähigkeit nach der Subjektkritik überhaupt noch denkbar und ausübbar wäre und versuchte ein Konzept von Handlungsfähigkeit zu entwerfen, das Handlungsfähigkeit nicht als Eigenschaft von Subjekten fasst. Dabei unterschied Mader am Beispiel von queeren Praktiken der Unbestimmtheit und dem Transgenialen Christopher Street Day in Berlin zwischen kollektiver und akkumulativer Handlungsfähigkeit und wies affektiven Verbindungen eine Schlüsselrolle hierbei zu.

Lüder Titz aus Oldenburg wiederum betrachtete künstlerische Produktionen des Two Spirit Netzwerkes im indigenen Nordamerika und entwickelte ein Forschungsprojekt für Studierende, geschlechtliche Ambivalenz zu visualisieren, unter der Prämisse, dass diese Sichtbarkeit und Hörbarkeit, performative Verschiebungen, und Interventionen in hegemoniales LGBTI* Wissen ermöglichen würden.

Panel 3 thematisierte **Feministische Kritik und Aktivismus** an den Beispielen der Gezi-Park-Bewegung in der Türkei, der feministischen Aktivist_innen in Tunesien, den Grenzen und Ausschlüssen bei der Erschaffung der handelnden Subjekte in der feministischen Bewegung Russlands und den separatistischen Tendenzen in feministischen Manifesten der 1960er Jahre. *Fatma Umul* aus Bamberg beschäftigte sich mit dem Widerstand von Frauen während der Gezi-Park Proteste 2013 in der Türkei, der sich einerseits gegen die herrschende Politik der regierenden AKP Regierung, aber auch gegen fortdauernde Diskriminierungen und Ungleichheiten innerhalb der Protestierenden richtete und analysierte, welche Rolle feministische Kritik innerhalb der Gezi-Kommune spielte, mit welchen Aktionsformen diese verbunden war und wie darauf reagiert wurde.

Johanna Ullmann aus München betrachte Divergenzen, aber auch Gemeinsamkeiten zwischen alter und neuer Frauenbewegung in Tunesien nach der

Revolution 2010/2011 und konnte aufzeigen, dass Aushandlungen darüber, welche weiblichen Körperpraktiken und -normen legitim erscheinen, über ideologische Grenzziehungen zwischen Säkularismus und Islam hinausgehen.

Olga Reznikova aus München wiederum beschäftigte sich mit der Situation der feministischen Bewegungen in Russland am Beispiel der Diskussionen um Ethnizität und Sexarbeit und konnte eine dabei einen starken Bezug auf gemeinsame Identitäten herausarbeiten, was sowohl für russische Feminist_innen auf der einen Seite, als auch für Sexarbeiter_innen und tschetschenische Feminist_innen auf der anderen Seite gelte.

Neben diesen drei Beiträgen aus aktueller Perspektive stand die eher bewegungsgeschichtliche Betrachtung von *Marcel Bastian Wrzesinski* aus Gießen, der sich mit radikal-feministischen Konzepten der zweiten Welle der US-Frauenbewegungen der 1960er/1970er Jahre beschäftigte. Untersucht wurden in den „SCUM Manifesto“ von 1967, dem „Bitch Manifesto“ von 1968 und dem „The Woman Identified Woman“ von 1970 Abgrenzungspraktiken und Separierungstendenzen zur Mehrheitsgesellschaft und zum Mainstream der Frauenbewegungen, wobei davon ausgegangen wurde, dass diese Texte sowohl als individuelle Selbstvergewisserung, aber auch als bewegungsgeschichtliche Identitätskonstruktion fungieren.

Im zweiten Veranstaltungsblock wurden zwei Panels, eine Gesprächsrunde und ein Forum angeboten. Im Panel 4 **Geschlechter(un)ordnungen** ging es um Geschlechterkonstruktionen in der Anti-Gentechnik-Bewegung, mediale Deutungsmuster von Männlichkeit im Musikgenre „Indie“ und um das Thema Rhythmus, Alter und Geschlecht. *Daniela Gottschlich* aus Lüneburg konnte an Hand der Anti-Gentechnik-Bewegung aufzeigen, dass sich zwar einerseits durch das Entwickeln von Nachhaltigkeitsideen eine Auflösung der Trennung von Denken und Handeln, Reproduktions- und Produktionssphäre beobachten lasse. Gleichzeitig würden aber bewusst stereotype Bilder verwendet, die Weiblichkeit als schutzbedürftig und Männlichkeit als wehrhaft symbolisieren würden.

Nadine Sanitter aus Erfurt hingegen konnte durch ihre Beschäftigung mit medialen Konstruktionen von Geschlecht im Musikgenre „Indie“ zeigen, dass wir es mit einem Prozess der „normalisierenden Integration“ zu tun haben, mit einer Gleichzeitigkeit eines egalitären Modus mit dem Weiterbestehen Hegemonialer Männlichkeiten und in welchem Verhältnis beide zueinander stehen.

Stephan Trinkaus aus Düsseldorf schließlich beschäftigte sich aus einer medienkulturwissenschaftlichen Perspektive mit der Rhythmusanalyse Henri Lefebvres und der Frage, ob aus dieser Sichtweise heraus Geschlecht nicht als Kategorie zu denken sei, sondern als zentrales Moment des Rhythmus und der Unbestimmtheit.

Im Panel 5 **Biopolitiken** ging es nun noch einerseits um Geschlechtskonstruktionen im Leistungssport und um die Frage, wie der Wunsch/die Forderung nach Selbstbestimmung unter den gegenwärtigen neoliberalen Verhältnissen zu betrachten sei.

Ilke Glockentöger aus Paderborn untersuchte den Umgang der Verantwortlichen im Leistungssport mit trans* und inter* Sportler_innen und konnte hier einerseits aufzeigen, dass die Wettkampfrelements der internationalen Sportverbände als Reproduktionsort einer bipolaren, hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit fungieren, die Veränderung von Reglements als Reaktion auf trans* und inter* Sportler_innen aber eine Bewegung in dieser Frage erscheinen lassen.

Kirsten Achteik aus Berlin hingegen analysierte den Bedeutungswandel, den der Begriff der Selbstbestimmung in den letzten Jahrzehnten vollzogen habe. Angetreten als „emanzipatorische Leitvokabel“ sozialer Bewegungen, habe sich dieser, wie sich am Beispiel der Gen- und Reproduktionstechnologien zeigen lasse, hin zu einer Verschleierung der Anpassung an gesellschaftliche Möglichkeiten entwickelt und es könne z.B. eine Diskrepanz zwischen dem Selbstbestimmungsrecht einer werdenden Mutter und dem Wunsch nach (Über-)Leben eines „behinderten“ Embryos bestehen.

In der Gesprächsrunde zum Thema „**Gender Studies Reloaded: Hyper Poststructuralism and Identity Politics – Still Loving Queer Theory – Universitäten, Wissensräume, das Begehren nach einer radikalen Politik – Populäres Begehren**“ wurden notwendige Entwicklungen der Gender Studies in den Blick genommen. Auf dem Podium diskutierten *Elabe Haschemi Yekani* aus Flensburg, *Beatrice Michaelis* aus Berlin und *Anja Michaelsen* aus Bochum. Behandelt wurden Fragen wie: „Was kann Queer Theorie als Analysekategorie noch leisten?“, „In wie weit müssen Gender- und Queer Studies in Opposition zueinander gedacht werden?“, „War Gender Studies früher das, was heute Queer Studies sind?“, „Wie kann ein Denken durchgeführt werden, das sich nicht gleich in Empirie, Nützlichkeit oder politischen Impulsen erschöpfen lässt?“, „Wie kann es gelingen, sich die Zeit zu nehmen, es auch mal zulassen zu können zu scheitern?“ oder „Wie kann es gelingen, die Gender Studies zu re-politisieren?“. Bezogen auf die Universität wurde der Wunsch deutlich, sie als einen Ort denken zu wollen, in der Welt anders gedacht werden könne.

In einem ersten Forum hatten die Teilnehmer_innen der Tagung die Chance, sich mit den Schnittstellen zwischen **Theorie, Praxis und Bewegungen** zu beschäftigen. Die Organisator_innen *Susanne Lummerding* und *Eva Gottwalles* aus Berlin und *Christine Buchwald*, *Sebastian Grieser*, *Elise Kopper* von der „AG Gender und Frieden“ im „Bund für Soziale Verteidigung“ konnten dabei Gemeinsamkeiten, Bereicherungen, aber auch Diskrepanzen und Schwierigkeiten herausarbeiten und aufzeigen, wo gegenseitiger Reflexionsbedarf und aufeinander zugehen nötig ist.

Am zweiten Tag der Tagung standen zu Beginn zwei Panels und ein Forum auf der Tagungsordnung, wobei das Panel 6 zu „Russland und der westliche Blick“ aufgrund von Erkrankungen der Referent_innen abgesagt wurde. **Panel 7** beschäftigte sich mit **Politisierung und Mobilisierung**. Hier berichtete *Ulrike Lahn* aus Bremen über von ihr durchgeführte narrative und problemzentrierte Interviews mit um 1945 und um 1960 geborenen Frauen oder geschlechtlich non-konformen Menschen, die in den 1970er Jahren in den deutsche Frauenbewegungen aktiv waren, um generationale feministische Politisierungsprozesse aufzeigen zu können. Thema waren hier der vergeschlechtlichende Habitus der Herkunftsfamilien, die erlebten Möglichkeiten und Grenzen beim Leben ihres Geschlechtsselbstverständnisses, die Positionen zu Familien- und Gemeinschaftsformen, sowie die Identifikationen mit Komplexen wie Geschlecht, Sexualität, Körper und Schönheit.

Elaine Lauwaert aus Bochum beschäftigte sich mit politischen Strategien von Trans*-Bewegungen in Deutschland in den 1980er Jahren und konnte drei aufeinander aufbauende Phasen herausarbeiten: Die Ablehnung des Aufbaus von Trans*-Bewegungen, dann der Wunsch nach den Aufbau von Selbsthilfegruppen und im dritten Schritt der

beginnende Prozess von Institutionalisierungen.

Ulrike Klöppel aus Berlin bewegte sich auch in den 1980er Jahren, indem sie eine Forschungsskizze für die Beschäftigung mit der Bewegungsgeschichte der Selbsthilfe während der AIDS Krise entwickelte und aufzeigte, welcher Forschungsbedarf hier bestehen würde, um die Prozesse der biopolitischen Normalisierung aufdecken zu können. Hier bestünde für Deutschland großer Nachholbedarf z.B. im Vergleich zu den USA, wo die Bewegungsgeschichte zu HIV/AIDS konstituierend für eine „biosociality“ sei.

Das Forum 2 griff den Wunsch auf sich mit dem Themenfeld **Nachwuchs der Gender Studies** zu beschäftigen. Hierzu luden die Veranstalter_innen *Maik Dörenkämper*, *Lisa Krall*, *Ruth Pohl-Grund*, *Susanne Richter*, *Svenja Spyra* (alle Bielefeld), *Elaine Lauwaert* (Bochum) und *Sarah Oberkrome* (Kassel) zu einem World Cafe ein, in dem die Fragen „Wer ist Nachwuchs?“, „Was diskutiert eine AG Nachwuchs“ und „Was macht eine AG Nachwuchs?“ besprochen wurden. Bei einem weiteren Treffen im April 2015 wurden die Grundlagen zur Gründung einer AG Nachwuchs vereinbart.

Die Tagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association endete formal mit einer Mitgliederversammlung. Im Anschluss fand ein „Ratschlag zu Strategien im Umgang mit Antifeminismus“ statt, wo Vertreter_innen aus unterschiedlichsten Bereichen über mögliche erfolgversprechende politische Reaktionsweisen auf die aktuellen Angriffe gegen die Geschlechterforschungen diskutierten.

Die Tagung der Fachgesellschaft war mit über 200 Teilnehmer_innen sehr gut besucht und es gab sehr viel positive Resonanz auf die gelungene Tagungsorganisation und die Vielfalt an Blickwinkeln und Themen. Ausgewählte Beiträge der Tagung werden in Kürze in einem Sonderheft von *GENDER. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft* erscheinen. Die nächste Jahrestagung wird vom 12. bis 13. Februar 2016 an der Humboldt Universität in Berlin stattfinden.

Elaine Lauwaert

Ruhr Universität Bochum

elaine.lauwaert@web.de

Laudatio zur Verabschiedung von Mechtild Oechsle

Persönliche Vorbemerkung

Eine Laudatio¹ auf eine hoch geschätzte Kollegin zu halten, ist eine der schönsten Aufgaben im kompetitiven Wissenschaftsfeld und eine Kollegin ungeniert loben zu dürfen, ein Ausdruck von Wertschätzung in dieser Wissenschaftskultur. Liebend gern bin ich diesem Wunsch nachgekommen.

Dennoch habe ich mich gefragt, was ich angesichts der Informationsfülle im Universum Internet noch berichten kann, was nicht von überall zugänglich über Mechtild Oechsle zu erfahren ist? Die Homepage gibt eine klare Auskunft über ihre Vita und Publikationen (13 Monografien, 26 Buchbeiträge, 14 Zeitschriftenbeiträge, 11 abgeschlossene, zwei laufende Forschungsprojekte, um es in Zahlen auszudrücken). Als inhaltliche Schwerpunkte ihrer Forschung sind dort aufgeführt:

- Geschlechterforschung
- Vereinbarkeit und Work Life Balance
- Profession, Organisationen und Geschlecht
- Übergang Schule/Universität/Arbeitswelt
- Berufsorientierung und Lebensplanung
- Lebensführung, Zeit und Geschlecht.

Wie es zu solcherart Forschungsschwerpunkten kommt, ist persönlichen Interessen, besonderen Umständen, Zufällen, auch Kooperationsverpflichtungen geschuldet. Ich möchte versuchen, einen inneren Faden zu rekonstruieren, der die Forschung und wissenschaftspolitischen Aktivitäten von Mechtild Oechsle leiten könnte und formuliere dies im Konditional.

Wenn Einem viel gedenkt, ist man alt. Diese zugleich passiv-aktive Formulierung ist eine südhessische Redewendung, die sehr schön wiedergibt, was mir persönlich gedenkt, wenn mir Mechtild Oechsle in den Sinn kommt.

Persönliches zur Studentin und Wissenschaftlerin Mechtild Oechsle

Mechtild Oechsle ist mir schon in den 1970er Jahren als aktive Studentin an der Justus Liebig Universität in Gießen aufgefallen, ohne dass wir uns persönlich kennen gelernt hätten, damals mit einem Wuschelkopf und süddeutscher Sprachfärbung, die sich später verloren hat. Ich war dort Assistentin in der Soziologie zur Zeit der Studentenbewegung und bewahrte nachdrücklich den Eindruck einer jungen Frau, die weiß, was sie will und auch ihr Umfeld kräftig mitgestaltet. Sich in Kritik (und Streiks) einzuüben, stand damals auf der studentischen politischen Tagesordnung, ebenso keine Scheu vor Autoritäten zu haben. Das scheint ihr später geholfen zu haben.

Dann habe ich Mechtild Oechsle aus den Augen verloren und wie zufällig an der Universität Bremen, wo sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin gelandet war, in einem kleinen Kreis von Frauenforscherinnen wieder getroffen. Sie war als Diskutandin dabei und das Auffällige war, dass sie ihre Tochter Julia mitgebracht hatte, die noch ganz klein war und erst krabbeln konnte. Wir waren alle entzückt, weil sie die einzige Wissenschaftlerin war, die mit ihrem Kind kam.

Bereits promoviert war sie kurze Zeit (1992 bis 1994) Postdoc-Stipendiatin im ersten Frauenforschungs-Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Und auch hier war sie die einzige Stipendiatin, die sich zu einem

¹ Verschriftlichte Version der Laudation zur Verabschiedung von Prof. Dr. Mechtild Oechsle am 21.01.2015, Universität Bielefeld

zweiten Kind entschieden hatte. Zeitlich ausgeschöpft hat sie ihr Stipendium nicht, denn bald (1994) nahm sie einen Ruf an die Universität Bielefeld an und wurde kurz danach Kollegin im selben Graduiertenkolleg. Zu meinem Erstaunen gibt es auf ihrer Homepage keine Information zu ihrem Familienstand und ihren Kindern. Sie publiziert unter ihrem „Mädchen-Namen“, wie es früher hieß, trotz ihres Doppelnamens, den ich lange Zeit gar nicht kannte. Sie präsentiert sich so öffentlich als erfolgreiche Single, ganz angepasst, könnte man oder frau meinen.

Die öffentliche Person und ihre inhaltlichen Themen

Doch ihre inhaltlichen Schwerpunkte beziehen sich in vielfacher Hinsicht auf das Verhältnis zwischen dem sogenannten privaten und beruflichen Bereich, auf neue Lebensformen und die Bedeutung von Leitbildern, auf die Alltagsbewältigung und „Keine Zeit“ zu haben (Hochschild 2006, übersetzt 2002) sowie auf Jugendliche, die einen Beruf wählen müssen und in letzter Zeit auch auf Vaterschaft im neuen Gewande. Alles Themen und Fragen, die innig mit ihrer Biographie als Frau, Mutter und Wissenschaftlerin (mehr oder weniger verschlüsselt) zu tun haben.

Dem abstrakten Universalismus der soziologischen Begriffe hat sie eine ‚theoretische Empirie‘ des Alltagsweltlichen entgegen gestellt, um es abgewandelt mit Gesa Lindemann (2008) zu sagen. Der innere Leitfaden ihrer Forschungen scheint mir die eigenartige Dialektik bzw. das spannungsreiche Verhältnis zu sein, wie sich Privates und scheinbar Persönliches mit den strukturellen Bedingungen verknüpft, aber auch Persönlich-Privates auf die ‚Verhältnisse‘ zurückwirkt und sich so Wandel herstellt. Ihre Abschiedsvorlesung mit dem Titel „Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel: Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen“ bringt dies ja auch zum Ausdruck.

Drei Folgerungen aus den Forschungen von Mechtild Oechsle will ich kurz skizzieren:

- die persönliche Motivation der Themenwahl und Subjektwerden als Frau in der Wissenschaft
- die Beziehung zwischen Intellektualität und Mutterschaft
- die Neukonzeption der wissenschaftlichen Persona.

1. Die persönliche Motivation der Themenfindung und Subjektwerden als Frau in der Wissenschaft

Als Frau einen Ruf auf eine Professur anzunehmen, impliziert häufig eine kritische Statuspassage, bedeutet die Seite zu wechseln, Macht und Einflussmöglichkeiten anzunehmen, die mit dieser herausgehobenen Position verbunden sind, aber auch sich selbst als gestaltungsmächtige, einflussnehmende Person zu verstehen und darauf zu bestehen, mit schrägen Themen ernst genommen zu werden. Subjektwerden als Frau (in der Wissenschaft) ist Ausgangspunkt und Gegenstand der Geschlechterforschung und eine Weise der Subjektivierung, des doing subject and doing science and culture.

Trotz ihres Lehramtstudiums in Gießen und erster wie zweiter Staatsprüfung für das Lehramt an Haupt- und Realschulen (1975) ist Mechtild Oechsle nicht Lehrerin geworden, die Schule und die jungen Menschen, insbesondere die jungen Frauen haben sie aber immer (wissenschaftlich) interessiert. Dies zeigen ihre Publikationen recht eindeutig: „Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer. Einfluss von Schule und Elternhaus“ ist eine ihrer letzten Publikationen (2009). Sie hat Soziologie, Politik und Germanistik studiert und diese Studiengänge

thematisch verbunden.

Im Kontext des Bremer Sonderforschungsbereichs „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ hat sie mit Birgit Geissler den Begriff „Lebensplanung als Konstruktion“ für junge Frauen eingeführt (Geissler, Oechsle 1994) und sich mit der Modernisierung und Differenzierung des Lebens junger Frauen auseinandergesetzt, gleichermaßen mit einer strukturellen wie personenzentrierten Sicht auf die Lebensverhältnisse der jungen Generation.

Mit dem Älterwerden haben sie auch Frauen in der komplexen Lebensmitte interessiert. Wie Frauen ihr Leben gestalten, wenn Kinder nicht ihr ganzes Leben bedeuten, wenn sie gleichzeitig mehr oder weniger qualifiziert berufstätig sind und sein wollen. Sie hat die Forschung von Arlie Hochschild „The time bind“ zur Übersetzung in der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“ vorgeschlagen und mit einer brillanten Einführung versehen (Oechsle 2006). Sie hat mit Drittmittel-Forschungsprojekten für andere Frauen und die nachfolgende Generation gesorgt und den sozialwissenschaftlichen Transfer in Schule und andere Kontexte betrieben, indem sie ein Schulbuch und Materialien für die Online-Lehre herausgegeben hat (Oechsle, Otto, Wetterau 2003 und Oechsle 2002).

Das Leben in Beziehungen mit anderen auch über die nationalen Grenzen hinaus sowie die Entgrenzung von Arbeit und Leben, wie überhaupt die Neukonzeption des Privaten hat sie gelebt und erforscht zugleich (Jurczyk, Oechsle 2008). Die problematischen Balancierungen eines Lebens für die Wissenschaft mit Partner und Kindern, die beide Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchen, waren ihre Themen und nicht das Single-Dasein.

2. Die Beziehung zwischen Intellektualität und Mutterschaft

Mechtild Oechsle repräsentiert die neue Generation von Wissenschaftlerinnen, die das Leben von Frauen und als Mütter in die Sozialwissenschaft eingeschrieben haben. Bereits 1988 hat Ursula Müller in ihrem Habilitationsvortrag gefragt, warum es keine emanzipatorische Vorstellung von Mutterschaft gäbe. Zwar komme das kleine Kind nur mit der Mutter zurecht, „aber die Mutter brauche stets mehr als nur das Kind, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihrerseits zu gedeihen“ (Müller 1989: 77). Erstmalig hat sie darauf hingewiesen, dass viele Frauen emanzipativer leben, als dies im wissenschaftlichen Diskurs erscheint.

Mechtild Oechsle hat diese Emanzipation gelebt, aber auch kräftig zur Veränderung des Diskurses beigetragen. Wie konnte sie das leisten und ein froher Mensch bleiben, immer zugewandt, ideenreich und tatkräftig zugleich? Bei diesen Gedanken drängte sich mir ein Gemälde von Paula Becker-Modersohn auf, und ich gestatte mir hier einen kleinen Umweg über die Kunst: Paula Becker-Modersohn hat sehr viele Selbstportraits gemalt, ja sie hat den weiblichen Selbstakt in die Kunstgeschichte eingeführt. In einem Selbst-Akt zeigt sie sich ganz gelöst und auf den ersten Blick schwanger mit leicht gewölbtem nackten Bauch, nackten Brüsten und tief herunterhängender Kette. Ihr Blick ist ernst und in sich ruhend. Sie schaut den Betrachter seitwärts an, doch gleichzeitig in sich gekehrt. Ihre rechte Hand ist auffällig grob und liegt auf ihrem Bauch. Paula Becker-Modersohn hat diesen Selbst-Akt an ihrem sechsten Hochzeitstag 1906 gemalt.



Abb.: Inskription. Das malte ich mit 30/Jahren an meinem 6. Hochzeitstage /P.B.
Museum Böttcherstraße, Paula Modersohn-Becker Museum, Bremen
Selbstbildnis am 6. Hochzeitstag, 25.5.1906.

Aber als sie sich so malte, war sie gar nicht schwanger. Dass sie sich zu dieser Zeit sehnlichst wünschte, schwanger zu sein oder zu werden, wäre eine naheliegende Deutung. Die Kunsthistorikerin, die uns durch das Bremer Modersohn-Becker-Museum führte, interpretierte dieses Selbst-Portrait aber anders, vielmehr als Ausdruck ihres Künstlerin-Seins, als ihre Entscheidung für die Kunst. Die Künstlerin malte sich in einer Schaffensperiode ungeheurer Produktivität und Kreativität, getrennt von ihrem Mann in Paris lebend, dem sie die Scheidung angetragen hatte, um sich ganz ihrer Malerei zu widmen. Sie war auf diesem Gemälde schwanger mit ihrer Kunst.

Mit der Wissenschaft schwanger zu sein, heißt begeistert, ja fasziniert zu sein, die Zeit aus dem Auge zu verlieren und immer wieder nach Ausdruck und Erkenntnis zu suchen, bis das Werk geschafft ist. Lange Zeit war es für Wissenschaftlerinnen unmöglich,

beides, Wissenschaft und Mutterschaft, zu vereinen. Und wenn, dann mussten sie oder glaubten es zu müssen, in weiten Umstandskleidern ihre Schwangerschaft möglichst lange verbergen oder geheim halten. Dies hat sich mit der zunehmenden Integration von Frauen in die Wissenschaft geändert. Hier können wir von einer doppelten Schwangerschaft, von einer Emanzipation der Mütter zur Wissenschaft, aber auch von emanzipativen Verhältnissen und Elternschaft sprechen und mit weiterreichenden Folgen für die Wissenschaft.

3. Die Neukonzeption der wissenschaftlichen Persona

Als eine folgenreiche Wirkung emanzipierter Mütter in der Wissenschaft möchte ich die *Dekonstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit* nennen, die bisher immer eine männliche Wissenschaftlerpersönlichkeit war. Die wissenschaftliche Persona, so Lorrain Daston (2003), stellt bisher ein Mann dar, der sich ganz seinem Metier widmen konnte, weil seine Ehefrau sich allein um die Versorgung der Kinder und seine reproduktiven Bedürfnisse kümmerte, ohne eigene Interessen zu verfolgen, auch wenn sie indirekt zu seiner wissenschaftlichen Produktion beitrug. Ein solches Leitbild ist passé, und Mechtild Oechsle repräsentiert eine dieser Pionierfrauen, die zur Entmystifizierung dieses wissenschaftlichen Leitbilds beigetragen haben (s. auch Engler 2001).

Inzwischen entscheiden sich Wissenschaftlerinnen nicht nur auch für Kinder, sie zeigen diese selbstbewusster vor, sie erwarten neben Unterstützung und Respekt auch eine Mitbeteiligung der Väter sowie der Institutionen, in denen sie wissenschaftliche Produktivität und ein Leben mit Kindern verbinden können. Auch dazu hat Mechtild Oechsle in letzter Zeit geforscht (Oechsle et al. 2012). Dass sich dann auch das Vaterbild und Selbstverständnis der Universität ändern müssen, steht außer Zweifel. Der innere Faden ihrer Forschung ist somit die Emanzipation der Mütter zur Wissenschaft und die Bereicherung, die dies für die Wissenschaft, die Frauen und die Geschlechterbeziehung bedeutet. Welch' ein Gewinn!

Literatur

- Daston, L. 2003. Die wissenschaftliche Persona. Arbeit und Berufung. In: Wobbe, T. (Hg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld: Transcript. 109-136.
- Geissler, B. und M. Oechsle. 1994. Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: Beck, U. und E. Beck-Gernsheim. (Hg.). Riskante Freiheiten. Frankfurt: Suhrkamp. 139-167.
- Jurczyk, K. und M. Oechsle. 2008. Das Private neu denken – Erosionen Ambivalenzen, Leistungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Engler, S. 2001. „In Einsamkeit und Freiheit“. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Hochschild, A. 2006. Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause und zu Hause nur die Arbeit wartet. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Lindemann, G. (Hg.) [u.a.]. 2008. Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Müller, U. 1989. Warum gibt es keine emanzipatorische Utopie des Mutterseins? In: Schön, B. (Hg.). Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterlich Praxis. Weinheim/München: Juventa. 55-80.
- Oechsle, M.; U. Müller und S. Hess (Hg.). 2012. Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Oechsle, M.; H. Knauf; C. Maschetzke und E. Rosowski. 2009. Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer. Einfluss von Schule und Elternhaus. Wiesbaden: VS.
- Oechsle, M. 2006. Deutschland in der Zeitfalle? Zur Rezeption von Arlie Hochschilds ‚Keine Zeit‘ in Deutschland. In: Hochschild, A. 2006. Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause und zu Hause nur die Arbeit wartet. 2. Aufl. Wiesbaden: VS. VII-XIX.
- Oechsle, M.; K. Otto und K. Wetterau. 2003. Gesellschaftsstrukturen und sozialer Wandel. Ein Band der Reihe „Sozialwissenschaftliche Welt (Sek II)“. Frankfurt a. M.: Diesterweg.
- Oechsle, M. 2002. Modernisierung von Identitäten und Lebensformen. Grundlagenmodul im VINGS-Projekt (Virtual International Gender Studies). CD-Rom.

Dr. Sigrid Metz-Göckel

Professorin (emir.) für Allgemeine Hochschuldidaktik/
Frauen- und Geschlechterforschung
TU Dortmund
sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Julia Kammann

Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics

Väter möchten sich heute nicht mehr nur über die Rolle als Familienernährer definieren, sondern auch aktiv an der Erziehung ihrer Kindern beteiligt sein und lehnen eine geschlechterspezifische Arbeitsteilung in ihrer Familie immer häufiger ab. Doch der Anspruch an Elternzeit wird immer noch nur von einem Drittel der Väter wahrgenommen und Teilzeitarbeit ist für viele Männer keine Option. Somit entspricht das Leitbild des aktiven und involvierten Vaters immer noch nicht der Realität.

Dafür gibt es verschiedene Erklärungsversuche. Die internationale ZiF-Arbeitsgemeinschaft „Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics“ unter der Leitung von Mechthild Oechsle (Bielefeld) und Brigitte Liebig (Schweiz) befasste sich im März 2015 an der Universität Bielefeld mit der Rolle, die Arbeitsorganisationen bei der Verwirklichung aktiver Vaterschaft spielen. Ausgangspunkt war die Frage, inwiefern organisationale Strukturen, Entscheidungen und Prozesse in ihren Verschränkungen mit normativen Auffassungen von Geschlecht, Karriere, Arbeit und Leistung heute dazu beitragen, dass formale Gleichheitsansprüche nicht gelebt werden können. Aus verschiedenen disziplinären Perspektiven (Soziologie, Psychologie, Wirtschaftswissenschaften, Politikwissenschaften und Gender Studies) wurde dieses Problem auf dem Workshop analysiert. Strukturelle und kulturelle Hindernisse sowie der Einfluss relevanter Akteure in Organisationen, aber auch Handlungsspielräume von Vätern und der Einfluss von organisationalen Politiken und Programmen wurden beleuchtet. Die Ausgangsfrage der Tagung nach Barrieren und Ungleichheiten, aber auch nach Verwirklichungschancen und Veränderungsprozessen in Organisationen wurde in vier aufeinander folgenden Panels diskutiert.

Theoretische Konzepte und methodische Herausforderungen

In diesem Kontext diskutierte Donald Tomaskovic-Devey zunächst das Konzept der relationalen Ungleichheit in Organisationen. Dieses Konzept setzt Organisationen und deren Organisationskultur in den Mittelpunkt von Aushandlungsprozessen und möchte erklären inwieweit in Organisationen Mechanismen und Prozesse wirken, die Ungleichheit produzieren.

Barbara Hobson schlug den Capability Approach von Amartya Sen als Analyseinstrument für Ungleichheit und ihre Auswirkungen auf die Work-Life Balance von Vätern vor. Der Ansatz bietet die Möglichkeit die Kluft zwischen den Anforderungen und Wünschen von Vätern an aktive Vaterschaft und dem Leistungsdruck am Arbeitsplatz auszumessen. Bianca Stumbitz zeigte anhand einer gemeinsamen Studie mit Suzan Lewis die große Herausforderung zu verstehen, wie Unternehmenskultur und -praktiken verändert werden müssen, um eine aktive Vaterschaft zu unterstützen. Sie zeigten, dass die Möglichkeit ein aktiver Vater sein zu können auch stark (Organisations-) Kontext abhängig ist und wiesen darauf hin, dass der Großteil der Forschungsarbeiten zu diesem Themenfeld sich lediglich mit der Situation von großen Unternehmen in hoch industriellen Staaten auseinandersetzt.

Väter in Organisationen: Alltägliche Lebensführung, Strategien und Ressourcen

Am zweiten Tag wurden Organisationskulturen und Rationalitäten in ihrem Einfluss auf die Verwirklichungschancen von Vätern analysiert und es wurde nach relevanten Akteuren in Arbeitsorganisationen gefragt.

Mary Blair-Loy befasste sich mit der „work devotion“ und Männlichkeit von Männern in Führungspositionen. Sie wies darauf hin, dass die Vereinbarkeitsproblematik

auch ein Problem und eine Frage für Männer in Führung sein kann, allerdings immer eingebettet in ein kulturelles Verständnis von Männlichkeit und Arbeitsverpflichtung sowie verkörperte Karriereambitionen. Sigtona Halrynjo stellte die Situation von Elternzeit und die Väterquote der norwegischen Elite dar und fragte nach den Konsequenzen für deren Karrieren. Sie zeigte, dass ein Grund für die Nicht-Inanspruchnahme von Elternzeit auch in Norwegen die Angst ist, Karrierechancen zu verpassen. Die Veränderungen in diesem Bereich durch die Einführung der Elternzeit 2007 in Deutschland wurden durch Michael Meuser ausgeführt. Er warf die Frage auf, inwieweit die stärkere Involvierung von Vätern die Familie und die Partnerschaft beeinflusst und wie Unternehmen mit dem Elternzeitanpruch von Vätern umgehen. Aus der Bielefelder Studie zum Themenfeld „Arbeitsorganisationen und Lebensführung von Vätern“ berichteten Annette von Alemann und Sandra Beaufäys. Sie wiesen nach, welche Wechselwirkungen zwischen Unternehmenskulturen und privater Lebensführung die Chancen von Vätern auf aktive Vaterschaft verbessern oder verschlechtern.

Väter in Organisationen: Kulturen, Rationalitäten und Unternehmensführung

Im nächsten Panel öffneten sich weitere internationale Bezüge und vergleichende Perspektiven wurden eingenommen. Florian Kohlbacher beteiligte sich per Skype an der Konferenz und berichtete, dass sich die traditionell distanzierte Rolle des Vaters in der japanischen Gesellschaft stark verändert habe und eine aktive Rolle von Vätern im alltäglichen Familienleben zumindest medial in den Fokus trete. Die Begriffe Ikumen, für einen aktiven Vater und Ikuboss, für einen Vorgesetzten, der die Ansprüche von Vätern unterstützt, hätten Eingang in den Sprachgebrauch gefunden. Brigitte Liebig führte an, dass in der Schweiz der Erfolg von väterfreundlichen Programmen eher als moderat zu beschreiben sei, weil die Entscheidung zur aktiven Vaterschaft von Unternehmensrationalitäten und -normen behindert werde und konstatierte eine Diskrepanz zwischen offiziellen Unternehmensangaben (Corporate Social Responsibility) und der alltäglichen Praxis. Laura den Dulk stellte in ihren Ausführungen fest, dass die Unterstützung der Führungsebenen in Unternehmen für eine gelingende Work-Life-Politik von großer Bedeutung ist. Ihre Studie in fünf europäischen Ländern ergab, dass Männer trotz sehr verschiedener staatlicher Kontexte allgemein weniger Elternzeit in Anspruch nehmen als Frauen. Demgegenüber konnte Elin Kvande für Norwegen nachweisen, dass das 1993 eingeführte umfassende Elternzeitmodell, bei dem Väter eine Monatsquote erfüllen müssen, zu Veränderungen in den Unternehmen führte. Auch in Italien gibt es die Möglichkeit der Elternzeit für Väter, doch kann die Inanspruchnahme zu Karriereeinbußen führen, wie Annalisa Murgia und Barbara Poggio ausführten.

Politische Strategien und Rahmenbedingungen von Vaterschaft

Dieser Abschnitt der Tagung analysierte Politiken und Programme im Hinblick auf Vaterschaft und fragte nach dem Einfluss von institutionellen Regulierungen (z.B. durch Familienpolitik) sowie von betrieblichen und außerbetrieblichen Akteuren, z.B. Väterinitiativen, und ihren Aushandlungsprozessen im Handlungsfeld von Politik und Organisationen.

Christina Boll konnte in einer Studie in acht Industriestaaten von 1971 bis 2005 herausfinden, dass Väter mit hohem Bildungsstand, welche Elternzeit in Anspruch nehmen, auch danach mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen. Allerdings kann dieser Effekt nur mit einer geringen Signifikanz belegt werden.

Die Aufgabe der Politik sieht Stephan Höyng darin Rahmenbedingungen zu schaffen die unterschiedlichen Interessen von Organisationen, Vätern, deren Partnerinnen und Kindern in Einklang zu bringen. Dies wäre durch eine Veränderung der Unternehmenskultur, insbesondere Anwesenheits- und Verfügbarkeitsnormen, möglich – wenn zum Beispiel die Arbeitszeit und der Arbeitsort an typische familiäre Notsituationen angepasst werden kann.

Die Fragen zu Vätern in Arbeitsorganisationen wurden von den mehr als 80 Teilnehmerinnen aus 14 Ländern (darunter USA, Japan, GB, Norwegen, Deutschland, Italien, Schweiz) und mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen intensiv diskutiert. Dabei waren die länderspezifischen Differenzen sowie deren institutionelle Kontexte und Einflüsse auf organisatorische Prozesse von besonderem Interesse, denn es zeigte sich, wie aktive Vaterschaft durch diese gefördert oder verhindert wird. Im Lichte der verschiedenen Beiträge und Diskussionen wurde zudem deutlich, dass jenseits der Differenzen in den wohlfahrtsstaatlichen Regulierungen auch organisationspezifische und kulturelle Faktoren Einfluss auf die aktive Beteiligung von Vätern am alltäglichen Familienleben haben.

Bei der Frage nach dem Einfluss von Organisationen auf väterliche Verwirklichungschancen muss das komplexe Zusammenspiel verschiedener Ebenen in den Blick genommen werden. Gerade die Interdependenzen von institutionellen Politiken, privater Lebensführung und Organisationshandeln tragen dazu bei, dass aktive Vaterschaft entweder gelebt werden kann oder nicht.

Julia Kammann

Fakultät für Soziologie

julia.kammann@uni-bielefeld.de

Stefanie Leinfellner

Geschlechterforschung und feministische Bewegungen – Ambivalente Verhältnisse?

Workshop für Mittelbauer_innen des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung
NRW an der Universität Bielefeld¹



Quelle: <http://www.uni-bielefeld.de/bghs/>

Wie steht es um das Verhältnis von Geschlechterforschung und feministischer Bewegung, von Wissenschaft und politischem Aktivismus, von Theorie und Praxis? Mit dieser Frage beschäftigten sich die Teilnehmer_innen der Mittelbau-Veranstaltung „Geschlechterforschung und feministische Bewegungen – ambivalente Verhältnisse?“ am 12.09.2014 in der Bielefeld Graduate School in History and Sociology. Vertreter_innen und Interessierte aus der Wissenschaft und aus Kontexten feministischer Bewegungen suchten an diesem Tag, die Ambivalenzen zwischen feministischer Forschung und feministischem Aktivismus auszuloten, die trotz gemeinsamer gesellschaftlicher Zielsetzungen in Richtung gerechterer sozialer Verhältnisse in der Praxis häufig nicht Hand in Hand gehen. Fragen wie diese standen dabei im Mittelpunkt der Veranstaltung:

- Hat die Geschlechterforschung mit ihrer Institutionalisierung ihren kritischen Blick verloren?
- Welches Verständnis von Geschlecht gibt es innerhalb und zwischen verschiedenen Disziplinen?
- Welches Verständnis findet sich innerhalb der feministischen Bewegungen? Und in welchem Verhältnis stehen diese Konzepte zueinander?
- Haben im Zuge der Ausdifferenzierung theoretischer Ansätze die damit einhergehenden Unübersichtlichkeiten auch zu Abgrenzungen gegenüber Akteur_innen feministischer Bewegungen geführt?
- Welche Impulse können feministische Ansätze für vielfältige feministische Praxen liefern? Und welche Impulse werden hingegen von der Geschlechterforschung aus der Praxis aufgenommen?

Inhaltlich gliederte sich der Workshop in zwei Teile. Den Auftakt der Veranstaltung bildeten verschiedene Kurzvorträge von Referentinnen aus wissenschaftlichen Forschungsbereichen und Kontexten feministischer Bewegungen sowie politischer Bildungsarbeit. Im Anschluss wurde im Rahmen eines World-Café-Formates in Kleingruppen rege zu den oben genannten Fragen diskutiert, bevor die Ergebnisse des Tages in einer moderierten Abschlussdiskussion zusammengetragen wurden.

Nach der Begrüßung durch die Gastgeberin Sabine Schäfer führten insgesamt fünf Impulsreferate in aktuelle Verhältnisse, Verschränkungen und Widerstände

¹ Dieser Artikel erschien bereits im Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 35/2014. Wir bedanken uns für die freundliche Erlaubnis, diesen hier erneut zu veröffentlichen.

im Kontext der Geschlechterforschung ein. Stellvertretend für die erkrankte freie Wissenschaftlerin Christiane Leidinger verlas Lisa Mense den von der Referentin verfassten Vortrag. Für Leidinger ist Feminismus Theorie und Praxis zugleich. Sie stellte in ihren Ausführungen Feminismus als politische Form und Perspektive dar, die über die Zielsetzung gleicher gesellschaftlicher Teilhabe deutlich hinausgeht. Sie erinnerte daran, in internationalen wie nationalen Relationen zu denken, z.B. beim Kampf gegen Gewalt und Gewaltverhältnisse. Mit Blick auf den Titel der Veranstaltung fragte Leidinger, ob sich die Lücken zwischen feministischer Theorie und Praxis schließen lassen. Sie schloss das in der Theorie nicht aus, verwies aber zugleich auf umfassende und zahlreiche Veränderungen auf der praktischen Ebene. Ideen für zukünftige gewinnbringende Verknüpfungen von feministischer Forschung und feministischem Aktivismus anstoßend, fragte Leidinger zum Ende ihres Beitrags kritisch: Was spricht dagegen, dass Wissenschaftler_innen den zahlreichen Aktionen und Demonstrationen feministischer Aktivist_innen beiwohnen? Was spricht dagegen, dass Keynotes auf Tagungen für Kritik und Diskussion zwischen Berufsfeminist_innen und Aktivist_innen, zwischen Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen genutzt werden? Was spricht dagegen, dass wissenschaftliche Tagungen aus Geschlechterforschungskontexten mit Protestankündigungen und Demonstrationen verknüpft werden? Mit Blick auf den Slogan „Still loving Feminism!“ auf der Veranstaltungseinladung plädierte Leidinger für „Still fighting for Feminism!“, denn bei der Liebe sollte es nicht bleiben.

Jana Herrmann gewährte in ihrem Beitrag Einblicke in die Arbeit der Kommission für studentische Angelegenheiten (KostA)² als landesweitem Zusammenschluss von studentischen Berater_innen in NRW, die sich mit Gleichstellungsfragen auseinandersetzen, sowie der Falken, die als Verband für Kinder und Jugendliche eine Gegenwelt fernab geschlechterspezifischer Begrenzungen schaffen wollen. Herrmann berichtete davon, dass sie im Kontext der Arbeit der KostA und der Falken viel „Übersetzungsarbeit“ zu leisten habe, um wissenschaftliche Beiträge für Kinder und Jugendliche sowie Nicht-Wissenschaftler_innen zugänglich zu machen. Im Verlauf des Vortrags betonte Herrmann eine nicht an Geschlecht gebundene Erziehung von Kindern und hinterfragte in diesem Zusammenhang die Debatte um männliche Erzieher_innen im Bildungswesen, die „das Falsche“ betone. Als Praktikerin sieht sie ihre Aufgabe im Rahmen der KostA und der Falken darin, stets neue Zielgruppen bei der Diskussion feministischer Themen anzusprechen und mitzureißen. Feminismus, so Herrmann, solle durch Politik und politische Bildung die Gesellschaft für neue und alte Themen sensibilisieren und öffnen, z.B. hinsichtlich Fragen zu Abtreibung, Arbeitsteilung oder sexueller Orientierung. Ihrer Meinung nach sollten alle Feminist_innen auch Praktiker_innen sein. Im Sinne eines gemeinsamen Empowerments fragte sich Herrmann, wie Solidarität unter Frauen im akademischen Kontext hierarchieübergreifend aussehen kann, und schloss entlang ihrer Vorstellung sozialer Konstruktion von Geschlecht im Vortrag kritisch mit der Äußerung: „Mit der Dekonstruktion von Geschlecht sind wir in der großen weiten Welt noch nicht weit gekommen!“ Die Gesellschaft sei noch nicht offen für „unangenehmes Verhalten nicht angepasster Frauen“. Für die dritte Referentin, Sonja Eismann, Mitherausgeberin des Missy Magazines, ist Feminismus eine Praxis, die aus ihrer persönlichen biografischen Perspektive heraus immer stark mit Popkulturen verbunden war und von Subkulturen geprägt wurde. Feministische Politik solle immer

² Die KostA ist formal eine Kommission der Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten NRW (LaKof) und wirkt aktiv im Sprecherinnengremium der LaKof mit. Teilnehmen können Student_innen, die sich aktiv für die Gleichstellung von Studierenden in NRW einsetzen möchten.

basisorientiert sein und zugleich aus dem Kollektiv heraus sprechen, wobei auch virtuelle Gemeinschaften einbezogen werden müssten. Eismann sprach sich jedoch gegen den aus ihrer Perspektive verbrauchten und sehr marktförmigen Begriff des Empowerments aus und verlieh ihrer Befürchtung Ausdruck, der Feminismus könnte im Rahmen institutioneller Implementierung, z.B. im Kontext des Diversity Managements, für die Ideen des Neoliberalismus missbraucht werden. Im Rahmen ihrer Arbeit für das Missy Magazine an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlichem und journalistischem Feminismus möchte Eismann das journalistische Schreiben für den Feminismus fruchtbar machen. Wissenschaft habe das Potenzial, Unmögliches zu denken, und dafür wolle sie im Magazin, das zur alltäglichen Konstruktion von Geschlecht informiere, Raum geben.

Ebenfalls feministische Eckdaten mit der eigenen Biografie verknüpfend, berichtete Meike Penkwitt, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der RWTH Aachen, dass sie sich als Studentin, nachdem sie sich zunächst vom Feminismus und der Farbe Lila abgegrenzt habe, im Kontext autonomer Seminare und unterschiedlicher Fachdisziplinen wieder feministischen Texten und Themen zugewendet habe. Die Frage nach dem Geschlechterunterschied, die sie zu Beginn ihres Studiums umtrieb, habe sich nicht zuletzt im Kontext der Biologie als obsolet erwiesen, sodass sich Penkwitt heute über die grundlegende Annahme der Konstruiertheit von Geschlecht hinaus fragt: „Was macht das mit mir als Person und mit unserer Gesellschaft, die auf die Eindeutigkeit von Geschlecht im Alltag baut bzw. bei dessen Abwesenheit irritiert reagiert?“ Als wissenschaftliche Mitarbeiterin habe sie bereits an der Universität und in der Stadt Freiburg versucht, den Gap zwischen Theorie und Praxis zu schließen. Für die Zukunft betonte Penkwitt Kontinuität im Feminismus.

Nina Schuster, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dortmund, sprach in ihrem Kurzvortrag aus der Perspektive einer weißen, queeren Frau, die sich seit 25 Jahren mit feministischen Theorien beschäftige, und betonte, dass der Feminismus auch jenseits wissenschaftlicher Kontexte sehr lebhaft sei (z. B. im Kontext von Queer of Colour Perspektiven oder Transgender-Vereinen). Während früher eigene wie kollektivistische Erfahrungen politische Gruppierungen und politisches Engagement begründet hätten, so die Referentin, würden feministische Perspektiven heute als passé abgetan. Oder feministisches Wissen würde, proklamiert als akademisches Wissen, nicht mehr hinterfragt. Der Kontext, so Schuster, begründe die Sprache, die auf Veranstaltungen im akademischen oder nichtakademischen Kontext gesprochen würde, und hierarchisiere Wissensbestände zugleich in Abhängigkeit ihrer Kontextualisierung. Das Ziel des Feminismus als vor allem politische Praxis sieht sie, Sabine Hark folgend, als historisches Projekt, im Kontext dessen die Bekämpfung von Ungleichheiten, die auf Geschlecht und in seiner Verschränkung mit anderen Differenzkategorien basieren, weiterhin im Vordergrund stehe.

Im Anschluss an die Kurzvorträge fasste Sabine Schäfer zusammen, dass die Statements der Theoretikerinnen und Praktikerinnen deutlich machten, dass es wichtig sei, im Austausch zu bleiben, um den Widerstreit zwischen Akademie und Aktivismus mit dem Blick auf sich berührende Wissensfelder zu beantworten – auch im Kontext der aktuellen Diffamierungen von Akteur_innen der Gender Studies, die am Workshoptag mehrfach thematisiert wurden. Eine Teilnehmerin umschrieb diese als „aktivistisch-akademische Doppelbelastung“, die auch bei Studierenden der Gender Studies Unsicherheiten nach sich ziehen würde und im Gegenzug dazu anspornen solle, dass akademische und politische Kontexte hier Hand in Hand gehen.

Nach einer Mittagspause wurden im Rahmen des World Cafés konkrete Fragestellungen rotierend an insgesamt fünf verschiedenen Tischen mit der jeweiligen „Gastgeberin“ und in Kleingruppen bearbeitet. Ob es heute eines Studiums im Bereich der Gender Studies bedarf, um feministische Politik zu betreiben, beantworteten einige Teilnehmer_innen in der Kleingruppenarbeit beispielsweise mit einem klaren „Nein“, weil Geschlechterforschung aus ihrer Perspektive nie unkritisch sein könne und mit einer reflexiven Grundhaltung verbunden sei. Andere Teilnehmer_innenrunden diskutierten die politischen Intentionen von Feminist_innen, die heute im Kontext verschulter Systeme weniger kämpferisch und aktivistisch vorgehen und argumentieren würden. Wer äußert sich als Feminist_in und wer zieht sich angesichts aktueller Diffamierungsszenarien aus Angst vor Kritik zurück? Auf Papiertischdecken wurden die wichtigsten Ergebnisse der Kleingruppengespräche festgehalten, die in der Abschlussdiskussion von den „Gastgeberinnen“ der Diskussionsrunden, Judith Conrads, Meike Hilgemann, Beate Kortendiek, Lisa Mense und Sabine Schäfer, vorgestellt und zusammengefasst wurden.

Teilnehmer_innen stellten im Workshop kritisch die Frage danach, inwieweit die praktische Arbeit in der Theorie und vice versa mitgedacht würde, bestenfalls ohne Abstriche in der Praxis durch das Herunterbrechen theoretischer Zusammenhänge bzw. in der Theorie durch weniger Tiefgang in theoretischen Analysen. Einem Zitat von Kurt Lewin folgend, es gäbe nichts Praktischeres als eine gute Theorie, wurde in einer Kleingruppe das grundlegende Problem dahingehend analysiert, dass der Gap zwischen Theorie und Praxis auch im Feminismus durch die Hierarchisierung von Theorie und Praxis anstelle einer bereichernden Verschränkung mit dem Ziel gegenseitigen „Voneinanderlernens“ zusehends verbreitert würde. Schließlich würden sich auch Praktiker_innen mittels theoretischer Texte weiterbilden und empirische Forschung begründe sich im Gegenzug auf der Erkundung praktischer Erfahrung. Ferner könne das Potenzial der Gender Studies dahingehend genutzt werden, den Gap zwischen Theorie und Praxis verstärkt zu schließen, angesichts dessen, dass Gender Studies-Studierende ihr theoretisches Wissen nutzen, um Erfahrungen in der Praxis zu analysieren, um zu Irritationen beizutragen und um zugleich – offenbar wieder vermehrt – politisch aktiv zu werden. Eine diskutierende Kleingruppe fragte sich, ob Gender ein Fach oder eine Perspektive sei. Entgegen eines Ausschlusses derjenigen, die sich mit Genderthemen beschäftigen, ohne explizit Gender Studies studiert zu haben, und um im Querschnitt viele für Genderthemen zu sensibilisieren, forderten die Teilnehmer_innen eine Implementierung von Geschlechterthemen auf interdisziplinärer Ebene und in vielfältigen Fächern ein.

Einigkeit bestand in der Annahme, dass Feminismus immer reflexiv und immer auch kritisch sein solle. Dem Gedanken, dass Geschlechterforschung im Sinne einer deskriptiveren Analyse von Geschlechterverhältnissen unter Umständen auch weniger kritisch sein könne, konnten sich einige Teilnehmer_innen anschließen, andere verneinten diese These. Im Anschluss an diese Überlegungen wurde in einer Kleingruppe die schwer voneinander abzugrenzende Schnittstelle zwischen Analyse und Kritik diskutiert. Wann verbleibt Analyse analytisch und wann oder wodurch wird sie zur Kritik? Zugleich wurde die fortwährende Frage nach der Objektivität feministisch kritischer Forschung bzw. der Naivität objektiver im Sinne von „neutraler“ Forschung überhaupt gestellt. Und mehr noch: Was ist eigentlich feministische Wissenschaft und was feministische Politik? Der wissenschaftliche Elfenbeinturm, der kritisch aus der Entfernung bewertet, gegenüber dem Aktionismus und Aktivismus im Kontext feministischer Bewegungen? Beate Kortendiek beschrieb in diesem Zusammenhang den zu meisternden Spagat zwischen

der Positionierung im Fach und dem eigenen Praxisverständnis. Feministische Praxis als Haltung, die ganz unterschiedliche Praxisbegriffe einschlieÙe, meine immer auch Reflexion im Verhalten, im alltäglichen Handeln und (gendersensiblen) Sprechen – das eigene wie das kollektive Handeln als Politik! „Auch Lehre kann ich als feministische Praxis verstehen. Und diese Praxis ist die eigene Haltung!“ Der kritische Blick, so Sabine Schäfer, solle in jeder beruflichen und politischen Praxis, in jeder Lehrveranstaltung und jedem Forschungsprojekt immer neu mit Leben gefüllt werden.

Während politische Praxis auf gesellschaftliche Veränderung abzielt und dabei von der Theorie untermauert wird, würden theoretische Ansätze definitiv Impulse für feministische Praxen liefern. Es sei jedoch weiterhin viel Übersetzungsarbeit nötig, vor allem hinsichtlich des Spannungsverhältnisses zwischen der Annahme der Konstruiertheit von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen in der praktischen Lebenswelt und in den Zwängen und Machtverhältnissen von Institutionen. Kann in diesem Zusammenhang von einem Cooling-Out-Effekt oder von Verstärkung gesprochen werden, wenn aktivistische Thematiken und Praktiker_innen als Expert_innen Einzug in akademische Diskurse (auch in Gender Studies) halten? Feministische Theorie, so ein Fazit zum Ende des Workshopages, komme nicht ohne Praxis aus und umgekehrt. Und vielleicht sei der große Unterschied zwischen Theorie und Praxis oftmals gar keiner bzw. gar kein so großer. Es gelte, die widerständige Theorie und die schwerfällige Praxis stets zu hinterfragen, Unterschiede und Widerstände auch auszuhalten und zugleich unter beiderseitigem Respekt offen füreinander zu bleiben und aufeinander zu zugehen, um bei einigenden Themen Bündnispolitik zu betreiben. Und nicht, wie Lisa Mense in einer abschließenden Zusammenfassung formulierte, „der Arroganz der Wissenschaft die Arroganz der (vermeintlichen) Straße entgegenzusetzen!“

Den Feminismus gebe es offenbar nicht, so Mense, sondern je unterschiedliche Facetten von Feminismus, die es im Sinne eines weiterhin kritischen und emanzipatorischen Feminismus und in Form von Bündnissen für einen gesellschaftlichen und politischen Fortschritt zu nutzen gelte.

Stefanie Leinfellner

Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies (ZG)

Universität Paderborn

stefanie.leinfellner@upb.de

Personalia

WissenschaftlerInnen mit Forschungsschwerpunkten im Bereich Gender Studies



Susanne Boehm hat in Hannover studiert, wo sie derzeit noch promoviert – während sie aktuell in Bielefeld drei Seminare in der Geschlechtersozio­logie unterrichtet. Zentraler Ansatzpunkt ihres Promotionsprojektes sind die Veränderungen von Selbstbestimmungsfor­derungen im Gesundheitsbereich. Boehm ist Historikerin, Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin, befasst sich mit Themenkomplexen rund um Frauengesundheit, Soziale Bewegungen, Psychoanalyse und Empathietheorien, Feministische Theorie und Intersektionalität. Methodisch konzentriert sie sich auf Forschungen anhand von themen- und personenzentrierten Interviews. susanne.boehm@uni-bielefeld.de



Inka Stock, Jahrgang 1972, ist seit April 2015 Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Fakultät für Soziologie, Arbeitsbereich Qualitative Methoden. Nach einem BA in *International Relations with Development* an der University of Sussex (1996) und einem MA in *Evaluation Research* an der University of Nottingham (2001) war sie im entwicklungspolitischen Bereich und im Menschenrechtssektor u.a. in Kolumbien, Spanien, Kenia, Sudan und Marokko tätig. Hier hat sie sich intensiv mit Geschlechterpolitik in der Entwicklungs- zusammenarbeit auseinandergesetzt. 2004 hat sie als

Researcher am COMPAS, Universität Oxford und in Barcelona an einer internationalen Studie zum Thema Menschenhandel mitgewirkt. 2013 promovierte sie an der Universität Nottingham im Fach Soziologie mit einer Dissertation über das Leben von sogenannten „Transitmigranten“ in Marokko und ihr Verhältnis zu Immobilität. Geschlechter-spezifischen Auswirkungen von Immobilität auf das Leben von Migranten bilden einen Schwerpunkt ihres wissenschaftlichen Interesses. inka.stock@uni-bielefeld.de



Sebastian Winter (Jahrgang 1976) arbeitet derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Er hat in Hannover Sozialpsychologie, Soziologie und Geschichte sowie den Studienschwerpunkt Gender Studies studiert und ist Mitkoordinator der AG Politische Psychologie an der Leibniz Universität Hannover (www.agpolpsy.de). Die thematische Klammer seiner Publikationen und Forschungsinteressen bildet die Sozialisationsforschung, mit einem Schwerpunkt auf den affektiven Prozessen von Geschlechterdifferenzierungen

und Gemeinschafts- bzw. Feindbildungen. Die psychoanalytische Sozialpsychologie liefert hierbei eine wichtige theoretische Perspektive. Aktuell verfolgt er ein Postdoc-Projekt mit dem Titel: „Vatersein mit Leib und Seele? Affektive Konflikte der Existenzweise Neuer

Vater“, Website: <http://www.agpolpsy.de/koordination/winter/>.
sebastian.winter@uni-bielefeld.de

Ausgewählte Publikationen:

(2013): Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung. Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie. Gießen: Psychosozial.

(2014): Das Unbewusste sitzt im Fleisch. Einige psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zum affective turn in der Geschlechterforschung. Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 20(2), S. 43-58.

Sabine Schäfer in den Beirat des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW gewählt

Dr. Sabine Schäfer, Geschäftsführerin der Bielefelder Graduate School in History and Sociology (BGHS) und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Bielefeld, wurde im Juli 2014 in den Beirat des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW gewählt.

Die Arbeit der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW wird durch einen wissenschaftlichen Beirat begleitet. Der Beirat hat die Aufgabe, die Koordinationsstelle in allen wesentlichen, das Netzwerk betreffende Fragen, zu beraten. Die Mitglieder des Beirats verfolgen mehrere Ziele:

- Sie stärken die Lobby-Arbeit des Netzwerks und die Außendarstellung.
- Sie unterstützen die Vernetzung des Mittelbaus.
- Sie setzen sich für den Erhalt der Professuren zur Genderforschung ein.
- Sie nutzen das Netzwerk als politische Plattform.
- Sie stärken Forschung und Forschungsförderung.
- Sie erhalten und fördern Genderforschung an Fachhochschulen.
- Sie bauen die Forschungsbeziehungen zwischen den Netzwerk-WissenschaftlerInnen aus.

Weitere Informationen unter: <http://www.netzwerk-fgf.nrw.de/das-netzwerk/beirat-des-netzwerks/>

Veronika Schmidt-Lentzen verabschiedet sich

Veronika Schmidt-Lentzen hat bis zu ihrem Rentenbeginn Anfang des Jahres 42 Jahre in der Universität gearbeitet. Ihr Fazit: „Beständig ist allein der Wandel, doch in der Frauenfrage kommt man sich allzu oft wie eine Wiederkäuferin vor“.

Seit 1973 arbeitete Veronika Schmidt-Lentzen in der Universität Bielefeld. Viele Jahre – von 1975 bis 1988 wurde sie in den Personalrat der nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewählt – engagierte sich für Mitbestimmung und die Interessen ihrer Kolleginnen und Kollegen. 1988 wurde sie von den weiblichen Mitgliedern der Universität Bielefeld zur ersten Frauenbeauftragten nominiert, der ersten an einer nordrhein-westfälischen Hochschule.



Quelle: http://ekvv.uni-bielefeld.de/blog/uniintern/entry/abschied_veronika

In diesem Amt hat sie – gemeinsam mit der „Kommission für die Gleichstellung von Frauen“ – unter anderem den ersten „Rahmenplan zur Gleichstellung von Frauen an der Universität Bielefeld“ auf den Weg gebracht – damals durchaus auch gegen einige Widerstände. Auch dieser Rahmenplan war ein Novum in Nordrhein-Westfalen. Viele der dort formulierten Vorhaben und Maßnahmen sind im viel später verabschiedeten Landesgleichstellungsgesetz NRW wieder zu finden. Gleichzeitig wurden damit Grundlagen für die bis heute sehr erfolgreiche Gleichstellungsarbeit der Universität Bielefeld gelegt.

Als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte stellte sie sich 2004 erneut zur Verfügung. Diesmal mit dem klaren Fokus auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Technik und Verwaltung. Im Team mit der

zentralen Gleichstellungsbeauftragten Dr. Uschi Baaken und den langjährig engagierten Mitarbeiterinnen des „Frauenbüros“ konnte die Gleichstellung an der Universität Bielefeld in den letzten Jahren erfolgreich weiter entwickelt werden. Bereits zum dritten Mal in Folge wurde der Universität Bielefeld mit dem „Total E-Quality“ Prädikat ein erfolgreiches und nachhaltiges Engagement für die Chancengleichheit von Frauen und Männern attestiert.

Für die Zukunft hat sich Veronika Schmidt-Lentzen viel vorgenommen. Familie, besonders die Enkelkinder, werden eine viel größere Rolle als bisher einnehmen. Auch die ersten Seminare und Workshops im Rahmen der Erwachsenenbildung mit dem Fokus auf Frauen- und Gleichstellungsthemen sind in Planung.

Veranstaltungen

Antifeminismus von Rechts. Bericht über eine Veranstaltung der Antifa AG der Universität Bielefeld

Eingeladen waren für den 5. März 2015 Juliane Lang (Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtstextremismus) und Lucius Teidelbaum (Historiker), um im Rahmen einer Podiumsdiskussion im Murnausaal der VHS Bielefeld über aktuelle antifeministische Tendenzen zu informieren. Leider war Juliane Lang kurzfristig verhindert, sodass aus der Podiumsdiskussion kurzerhand eine Vortragsveranstaltung mit Lucius Teidelbaum wurde, die von ungefähr 70 Personen besucht wurde.

In der Veranstaltung wurden die ideologischen Schnittstellen des organisierten Antifeminismus klerikal-konservativer Kreise und der extremen Rechten beleuchtet. Diese zeigten sich zuletzt auch in den PEGIDA-Demonstrationen. Dort wurde u.a. gegen den „Gleichheitswahn der Gender Mainstreaming-Politik“ mobil gemacht, ein Motiv, welches sich beispielsweise sowohl in den familien-respektive bevölkerungspolitischen Äußerungen der erzkonservativen und prominenten AfD-Politikerin Beatrix von Storch findet, als auch bei Mitgliedern der NPD-Unterorganisation Ring Nationaler Frauen.

Lucius Teidelbaum hat eine detaillierte Darstellung der Aktivitäten verschiedener Akteur_innen der maskulinistischen und der antifeministischen Bewegung geleistet. Während die Maskulinisten, z.B. aus den Organisationen Agens und MANNdat, aktuell weniger präsent sind, treten andere antifeministische Akteur_innen umso mehr in den medialen Vordergrund. Gemeinsam ist den antifeministischen Positionen ein diffuser Begriff von Feminismus, welcher einerseits als Feindbild fungiert, und andererseits als Negativfolie zu traditionellen Vorstellungen von Familie und der sozialen Rolle von Frauen dient. So wird etwa die Abwehr von sexistischen Attacken als überzogene Reaktion von Einzelnen abgetan (siehe Publikation von Birgit Kelle mit dem Titel „Dann mach doch die Bluse zu“ als Reaktion auf den #aufschrei) und sogar Forderungen wie die nach der Frauenquote, aber auch nach Lohngleichheit, werden als feministische Kampflosungen abgetan. Begründet wird dies mit der als naturgegeben verstandenen Verantwortung von Frauen, etwa für die Kindererziehung.

Die Anschlussfähigkeit, die hiermit auch an die extreme Rechte potentiell gegeben ist, wird von den Akteur_innen entweder nicht erkannt, ignoriert oder sogar genutzt. So realisieren Akteur_innen, wie etwa Birgit Kelle ihre Publikationsaktivitäten mit Hilfe extrem rechter Zeitungen und Verlage, wie der Jungen Freiheit und dem Kopp Verlag, aber auch mit Hilfe katholischer Verlagshäuser wie Adeo. Die Organisation und Mobilisierung von Vertreter_innen antifeministischer Positionen findet häufig in Online-Foren und sozialen Netzwerken statt. Hierbei wird der hohe Vernetzungsgrad zwischen Antifeminist_innen aus verschiedenen europäischen Ländern deutlich.

Lucius Teidelbaum gab zudem einen kurzen Überblick zu den homo- und transphoben Protesten der sogenannten Besorgten Eltern welche sich u.a. über die „Demos für Alle“ äußern. Die in Baden-Württemberg initiierten Proteste gegen Teile des Bildungsplans der dortigen Kultusbehörde haben im Herbst 2014 tatsächlich zu einem einjährigen Aussetzen des Reformvorhabens geführt. Der Bildungsplan hatte zum Ziel das Thema sexueller Vielfalt aufzuwerten, was wiederum von den besorgten Eltern als „Frühsexualisierung“ kritisiert wurde.

Als mögliche Gegen- bzw. Handlungsstrategien nannte Lucius Teidelbaum die Bildung von Allianzen zwischen verschiedenen feministischen Initiativen und Frauenrechtsorganisationen mit antifaschistischen Initiativen.

Weitere Informationen unter:
<http://antifaagbi.blogspot.de>

Aktionstage „GESELLSCHAFT MACHT GESCHLECHT“. Bericht über die Veranstaltungsreihe



Die Aktionstage „GESELLSCHAFT MACHT GESCHLECHT – für geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung“ fanden im November 2014 an Universität, Fachhochschule und darüber hinaus statt. Mit den Aktionstagen wird ‚Geschlecht‘ an der Universität präsent – auch jenseits von Fächern wie den Gender Studies und der Soziologie. Die Aktionstage wollen dabei zweierlei: Einerseits bringen sie sich in akademische Diskussionen ein und zeigen, den Gewinn, Gesellschaft aus einem geschlechteranalytischen Blickwinkel zu analysieren und zu kritisieren. Andererseits verfolgen sie einen empowernden Ansatz, indem sie einen Raum schaffen, um sich mit herrschenden Diskriminierungsformen in Bezug auf Geschlecht – wie Sexismus, Homo- und Transfeindlichkeit – auseinanderzusetzen,

Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und Zwänge aufzubrechen.

Dieses Jahr fanden die Aktionstage in Bielefeld bereits zum achten Mal statt. 2007 wurden sie erstmals durch den bundesweiten „Freien Zusammenschluss von Student_innenschaften“ initiiert, damals noch unter dem Titel „Kein Sexismus an Hochschulen“. Die Studierendenschaft der Universität Bielefeld beteiligte sich von Anfang an an der Aktionswoche. Die Organisation der konkreten Veranstaltungen wird dabei jeweils von einer lokalen Vorbereitungsgruppe, die sich jedes Jahr neu zusammensetzt, übernommen. Über die Jahre hat sich durch Diskussionen in den Gruppen der Fokus erweitert, was sich auch in dem Namen niederschlägt: Der jetzige Name macht deutlich, dass es um vielfältige gesellschaftliche Machtstrukturen geht, die Auswirkungen auf Geschlecht, Sexualität und Identität haben und darauf, wie selbstbestimmt Menschen leben können.

Dieser erweiterte Fokus zeigte sich auch in diesem Jahr bei dem abwechslungsreichen Programm: So gab es Vorträge zu so verschiedenen Themen wie der Bedeutung von *Care*-Arbeit im Kapitalismus, pädagogischer Arbeit mit Jungen, *femme* und Femininität, Trauma, sowie den Problemen und Kämpfen Asyl suchender Frauen in Deutschland. Übergreifende Einführungsvorträge zu zentralen Themen erleichterten dabei den Einstieg in die jeweilige Thematik. Daneben gab es auch praktische Workshops, die Personen ermutigen sollten, neues auszuprobieren, etwa einen Skate Workshop und einen Workshop zur Produktion elektronischer Musik am eigenen Computer. Kabarett, Konzerte, Filme, eine Party sowie eine Comic-Ausstellung zu Erlebnissen von LGBTI*-Personen rundeten das Programm ab.

Deutlich wurde in den zehn Tagen, wie spannend und gewinnbringend es ist, Gesellschaft aus einer geschlechtersensiblen Perspektive zu betrachten und wie wichtig, einen Rahmen zu schaffen, der sowohl Menschen, die sich schon seit Jahren mit Themen

im Bereich ‚Gender‘ auseinandersetzen, als auch Menschen, für die die Themenfelder völlig neu sind, Raum bietet.

Wir haben uns über den regen Austausch mit und unter den Besucher_innen der Aktionstage gefreut und wünschen uns für das kommende Jahr genauso viele neue Gesichter – im Planungsteam und unter den Besucher_innen!

Weitere Informationen unter:
www.kein-sexismus.asta-bielefeld.de

„Wandel und Widerstand – Zur Entwicklung einer genderorientierten Technikkultur“. Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Gender-Effekte: Wie Frauen die Technik von morgen gestalten“

09.07.2015, 16:00 bis 17:30, Universität Bielefeld, CITEC-Gebäude, Raum 1.204



Quelle: CITEC

Prof. Dr. Susanne Ihsen von der Technischen Universität München (TUM) forscht auf dem Gebiet der Gender Studies mit der Zielsetzung vor allem die Ingenieur- und Naturwissenschaften, Organisationen und ihre Prozesse in ihrer Gestaltung zu verstehen und diese hinsichtlich ihrer Innovationspotenziale in Bezug auf Menschen und deren technischen Entwicklungen zu verändern.

Am 9. Juli 2015 von 16:00 bis 17:30 Uhr spricht sie am CITEC über fach- und organisationsimmanenten Wandel und gleichzeitigen Widerstand bei der Entwicklung einer genderorientierten Technikkultur aus historischer und soziologischer Perspektive: Während viele Motivations- und Rekrutierungsprojekte erfolgreich Studienanfängerinnen gewinnen und die Anteile von Studentinnen und Ingenieurinnen langsam aber sicher steigen, leistet die bestehende Technikkultur Widerstand gegen einen Kulturwandel von

innen heraus. Dieses Wechselspiel führt zu gewollten, vor allem aber zu ungewollten, Effekten bei der erfolgreichen Integration von Frauen zwischen Zukunftsorientierung und Tradition. Die Referentin stellt Schlussfolgerungen und ökonomisch wie gesellschaftlich orientierte Handlungsempfehlungen aus ihrer Studie „Frauen im Innovationsprozess“ zur kritischen Diskussion.

Die Reihe „Gender-Effekte: Wie Frauen die Technik von morgen gestalten“ ist eine Vortragsreihe des Exzellenzclusters Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) der Universität Bielefeld in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e.V. Sie beginnt im Sommersemester 2015. Die Vorträge sind öffentlich. Sie laden zum Austausch darüber ein, wie unterschiedlich Frauen und Männer zukünftige Technik nutzen und gestalten und wie geschlechtergerechte Technik funktionieren kann.

Immer Trouble mit Gender? Genderperspektiven in Kinder- und Jugendliteratur und -medien(forschung)

*28. Jahrestagung der Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung
04. bis 06.06.2015, Bielefeld, Haus Neuland*

Im Zentrum der Gender Studies bzw. Geschlechterforschung steht die Frage nach dem Verhältnis von Geschlecht und Kultur, Gesellschaft und Wissenschaften. Welche Bedeutung kommt dem Geschlecht bei der Konstitution von Identitäten/Gemeinschaften/ Institutionen zu, und wie werden Geschlechtermarkierungen umgekehrt von ihnen beeinflusst? Auch die Kinder- und Jugendliteraturforschung geht seit langem der Frage nach, wie Kinder- und Jugendliteratur und -medien in den je spezifischen historischen und gesellschaftlich-diskursiven Bedingungen an der Aushandlung von Geschlecht beteiligt sind. So steht Gender als eine der zentralen Kategorien sozio-kultureller und individueller Selbstdeutung und -darstellung ebenso im Fokus literaturhistorischer Untersuchungen zu Inszenierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit wie in den aktuellen kultur-, literatur- und medienwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Narrativen, Bildsprachen, Genres und Medien, nicht zuletzt auch bei der Erforschung der Rezeptionsprozesse ‚alter‘ und ‚neuer‘ Medien.

Sowohl mit Blick auf neuere theoretische Impulse, die von den Gender Studies ausgehen, als auch angesichts aktueller Entwicklungen im Handlungs- und Symbolsystem Kinder- und Jugendliteratur ist Gender als analytische Kategorie vielversprechend: So lassen sich neuere Konzepte etwa des Doing Gender, die die Rolle von Medien bei der (Re-)Produktion, aber auch Dekonstruktion von Geschlechterbildern hervorheben, auf ihre Anschlussfähigkeit für Literaturwissenschaft und -didaktik hin diskutieren. Differenzierte Betrachtungen scheinen insbesondere angesichts des thematisch und formal weit gespannten Spektrums gegenwärtiger literarisch-medialer Verhandlungen erforderlich: von populären Buchserien und Medienverbund-Angeboten, die sich zwischen Prinzessinnen und Piraten, wilden Kerlen und frechen Mädchen, Vampiren und schönen Schwänen in ihren Adressierungen deutlich positionieren, bis hin zu postmodernen Bilderbüchern und Adoleszenzromanen, die in komplexen Formen Genderzuschreibungen und Identitätskonstruktionen durchkreuzen. Genderbezogene Fragestellungen sollen in unterschiedlichen disziplinären Zugängen diskutiert werden: von Literatur- und Medienwissenschaft, Literaturdidaktik und Leseforschung. Einbezogen

werden sollen dabei theoretische Konzepte, Produktions- und Rezeptionszusammenhänge, historische Dimensionen und gegenwärtige Entwicklungen in unterschiedlichen Genres und Medien.

Die Tagung findet in Zusammenarbeit mit der Universität Bielefeld, Fakultät für Literaturwissenschaft und Linguistik/Germanistik (Prof. Dr. Petra Josting) statt.

Weitere Informationen unter:

<http://www.uni-bielefeld.de/lili/personen/pjosting/kontakt.html>



Strukturen, Kulturen und Spielregeln.

Faktoren erfolgreicher Berufsverläufe von Frauen und Männern in MINT

Der Sammelband eröffnet verschiedene aktuelle Perspektiven auf Faktoren erfolgreicher Berufs- und Karriereverläufe von Frauen und Männern in MINT-Berufen. In den forschungsbasierten Beiträgen werden u.a. die Verschränkung von Geschlechter- und Fachkultur in der Physik, die Herstellung von Geschlechterunterschieden in alltäglichen wissenschaftlichen Praktiken, Wechselwirkungen zwischen Rahmenbedingungen des deutschen Hochschulsystems und der Geschlechtergleichheit, geschlechterdifferente Einschränkungen des meritokratischen Prinzips bei der Leistungsanerkennung, alternative Laufbahnkonzepte, Geschlechterdisparitäten in

der Generierung von Patenten, Geschlechterstereotype als unternehmenskulturelle Hürde und gleichstellungspolitische Chancen im Kontext von Diversity-Management beleuchtet.

Weitere, eher praxisorientierte Beiträge fokussieren Möglichkeiten, Ansätze und Erfahrungen mit der Implementierung gleichstellungspolitischer Maßnahmen in unterschiedlichen MINT-Berufsfeldern sowie zukünftige Perspektiven und Handlungsbedarfe in diesem Bereich.

Mit Beiträgen von:

Helena Barke, Britta Bergfeldt, Ulrike Busolt, Morvarid Dehnavi, Jutta Dehoff-Zuch, Michel E. Domsch, Martina Erlemann, Karin Griffiths, Katharina Hochfeld, Simone Kaiser, Petra Kehr, Mechthild Koreuber, Edelgard Kutzner, Désirée H. Ladwig, Bettina Langfeldt, Carmen Leicht-Scholten, Anina Mischau, Grit Petschick, Florian Reith, Martina Schraudner, Juliane Siegeris, Bärbel Thielicke, Angelika Trübswetter, Sabrina Weber, Ulla Weber, Constantin Wiegel.

Herausgegeben von Dr. Bettina Langfeldt und Prof. Dr. Anina Mischau

2014, 273 S., brosch., 39,- €

ISBN 978-3-8487-1339-4

(Schriften zur interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 10)

www.nomos-shop.de/22922

Vorstudie für eine Repräsentativbefragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung(en)



Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) hat das Institut für empirische Soziologie (IfeS) an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (vertreten durch Frau Dr. Monika Schröttle) und das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung /die Fakultät für Gesundheitswissenschaften der Universität Bielefeld (vertreten durch Frau Prof. Dr. Claudia Hornberg) mit der „Vorstudie für eine Repräsentativ-Befragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen“ beauftragt.

Zentrale Ziele waren:

1. die Konzipierung von Forschungsdesign und Erhebungsinstrumenten für den repräsentativen quantitativen Survey (u.a. Themenfelder, Methoden, schwer erreichbare Teilpopulationen, Stichprobenkonzeption und Zielgruppengewinnung, Fragebogenentwicklung)
2. im Sinne der Methodentriangulation die inhaltliche und konzeptionelle Vorbereitung vertiefender qualitativer Befragungen (u.a. Inhalte, Zielgruppen, Sampling, Erhebungsinstrumente)
3. die Prüfung der Eignung und Erweiterung bestehender regelmäßiger bundesweiter Datenerhebungen als Ergänzung für das Monitoring (Längsschnittdaten).

Der Abschlussbericht enthält ein Konzept für ein Forschungsdesign und Erhebungsinstrumente für eine repräsentative quantitative Befragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen. Anhand einer Face-to-face Befragung mit einem standardisierten Fragebogen sollen repräsentative, empirisch belastbare und generalisierbare Daten generiert und Aussagen über die Teilhabesituation von Menschen mit Behinderung(en) – auch im Vergleich zu Menschen ohne Behinderung (Vergleichsgruppe) sowie zwischen Personen mit unterschiedlichen Behinderungen und Lebenssituationen – ermöglichen werden. Zusätzlich empfiehlt das Projektteam für die nachgelagerte Hauptstudie einen qualitativen Methodenmix, um relevante, quantitativ nicht erfassbare Informationen (z.B. persönliche Erfahrungen mit und subjektive Bewertung von Teilhabe (-beschränkungen) sowie individuelle Erwartungen, Wünsche und Forderungen an Politik und Gesellschaft) erfassen zu können. Weiter werden Inhalte und Themenfelder der Repräsentativ-Befragung, Grundüberlegungen zur Realisierung der Repräsentativität, relevante Teilpopulationen, die Stichprobenkonzeption und die Zielgruppengewinnung sowie Möglichkeiten der Erweiterung bestehender Befragungen zur Ergänzung eines Monitorings konkretisiert.

Der vollständige Projektbericht kann unter folgendem Link heruntergeladen werden:

<http://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Forschungsberichte/Forschungsberichte-Teilhabe/fb447.html>

Neues zum Statistikportal: Gleichstellungsquote online berechnen

Das Statistikportal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, das seit März 2014 freigeschaltet ist, steht nun in einer erweiterten Version bereit. Unter www.genderreport-hochschulen.nrw.de/statistikportal können jetzt Gleichstellungsquoten für zukünftige Berufungsverfahren nach dem novellierten Hochschulgesetz NRW mit geringem Aufwand online berechnet werden.

Statistiktool zur Gleichstellungsquote

Das Hochschulgesetz des Landes NRW enthält seit Oktober 2014 die Normierung einer fächerbezogenen Gleichstellungsquote (§ 37a). Ziel ist es, den Frauenanteil bei den Professuren an den Universitäten und Fachhochschulen in Trägerschaft des Landes NRW zu erhöhen. Die Quote soll bei Neuberufungen Anwendung finden und ist am „Kaskadenmodell“ orientiert. Demnach bildet der Frauenanteil auf der nächstunteren Qualifikationsstufe die Zielquote für die Besetzung von Stellen (hier: Professuren). Die Quoten werden innerhalb jeder Hochschule für mehrere zuvor definierte Fächergruppen bestimmt und gelten für die nächsten drei Jahre. Beteiligt sind u.a. das Rektorat, die Dekaninnen und Dekane, die Gleichstellungsbeauftragten sowie die Mitglieder des Senats und der Fachbereichsräte.

Um eine Orientierungshilfe für die Berechnung der Gleichstellungsquoten anzubieten, hat die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, gefördert durch das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW, ein Statistiktool entwickelt, das auf der Startseite des Statistikportals zugänglich ist. Es richtet sich an alle, die mit der Umsetzung der Quoten an den Universitäten und Fachhochschulen in NRW befasst sind. Darüber hinaus kann das Tool auch auf Bundesebene als Orientierungsgröße zur Berechnung einer fächerbezogenen Geschlechterquote angewendet werden.

In fünf Schritten kann eine Gleichstellungsquote nach dem Kaskadenmodell errechnet werden. In den ersten Schritten wird eine spezifische Fächergruppe aus verschiedenen Lehr- und Forschungsbereichen gebildet, für die aktuelle Professorinnenanteile ermittelt werden. Anschließend wird die Ausgangsgesamtheit bestimmt: der bundesweite Pool an qualifizierten BewerberInnen, die für die Besetzung einer Professur infrage kommen (z.B. habilitierte WissenschaftlerInnen und JuniorprofessorInnen). Im letzten Schritt wird für die gewählte Fächergruppe eine Gleichstellungsquote berechnet. Die Quote bildet den Frauenanteil in der Ausgangsgesamtheit ab und kann als Zielgröße für die zukünftige Besetzung von Professuren durch Frauen genutzt werden. Eine aktuelle Bestandsaufnahme ermöglicht den Vergleich zwischen Ist- und Soll-Zustand der Gleichstellung auf Ebene der Professuren. Auf Wunsch kann der Anteil der Professorinnen in einer Hochschule auch mit dem Landes- und Bundesdurchschnitt verglichen werden.

Das Statistikportal – geschlechtsdifferenzierte Hochschuldaten auf Abruf

Darüber hinaus stehen alle anderen Funktionen des Statistikportals zur Verfügung. Das frei zugängliche Online-Portal macht genderbezogene Hochschuldaten auf Landesebene in einer bislang nicht vorhandenen Tiefe zugänglich. Die Daten können je nach individuellem Informationsbedarf zusammengestellt werden. Als Zielgruppe sind hochschul- und geschlechterpolitische AkteurInnen ebenso wie ForscherInnen angesprochen, darüber hinaus soll das Portal niederschwellig allen anderen Interessierten offen stehen.

Auf Abruf stehen geschlechtsdifferenzierte Daten zum Personal (ProfessorInnen, wissenschaftliches und künstlerisches Personal, MitarbeiterInnen in Technik und

Verwaltung), zu den Hochschulleitungsgremien und zu den unterschiedlichen Qualifizierungsstufen bereit (Studium, Promotion, Habilitation). Diese Kriterien sind mit weiteren kombinierbar (beispielsweise Hochschulart, Fächergruppe, Internationalität). Das Portal bietet Möglichkeiten für statistische Quer- und Längsschnittanalysen ab dem Jahr 2000 und wird regelmäßig aktualisiert. Hinzu kommt ein Glossar, das alle verwendeten Begriffe zur Hochschulstatistik und zur Gleichstellungsquote erläutert.

Die Daten des Portals basieren auf der amtlichen Hochschulstatistik und werden ergänzt durch eine Recherche zu den Hochschulleitungen in NRW, die von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks FGF NRW jährlich durchgeführt wird. Hier stehen Ergebnisse von 2011 bis einschließlich 2015 zur Verfügung. Darüber hinaus kann mit dem Statistikportal für jede Hochschule in Trägerschaft des Landes NRW ein Hochschulprofil nach selbst gewählten Kriterien erstellt werden.

Das Portal wird regelmäßig aktualisiert und verbessert. Deshalb freuen wir uns über ein Feedback. Auch Fragen zur Bedienung der einzelnen Tools beantworten wir gerne: info@genderreport-hochschulen.nrw.de

Gründung der „AG Perspektiven“ in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG)

Der Begriff Gender und die Geschlechterstudien haben weite Verbreitung gefunden. Sie beziehen sich auf sehr verschiedene Inhalte und werden in unterschiedlichen Kontexten angewandt, in praktischen Feldern sowie akademischen Forschungszusammenhängen. Ein so heterogen gefüllter Begriff bezeichnet auch im deutschsprachigen Raum Studiengänge an zahlreichen Orten, so auch den interdisziplinären Masterstudiengang Gender Studies an der Universität Bielefeld. Die Fachgesellschaft Geschlechterstudien (FG) hat es sich auch vor diesem Hintergrund zur Aufgabe gemacht, die akademische Verankerung und Sichtbarkeit der Gender Studies im deutschsprachigen Raum zu fördern. Im Rahmen der 5. Jahrestagung der FG im Februar 2015 an der Universität Bielefeld fand auf Initiative von Bielefelder Gender Studies Absolvent_innen ein erstes Forum zur Gründung einer Arbeitsgruppe zu Nachwuchsthemen statt. Die produktive Zusammenkunft wurde fortgesetzt in einem Workshop, der im April 2015 an der Universität Bielefeld unter reger Beteiligung stattfand. Ziel ist die Einrichtung einer offiziellen AG innerhalb der FG im Sommer diesen Jahres.

Diese entstehende „AG Perspektiven“ möchte zur Diskussion über Perspektiven einladen: Wohin lässt sich gehen, mit einem M.A. Gender Studies im Gepäck oder mit einem Genderschwerpunkt in einem anderen Fach? Was ist erreichbar mit einem Abschluss in den Gender Studies? Welche (inter-/trans-/disziplinäre) Identifikationen ermöglicht er? Wo fühlen wir uns in akademischen und nicht-akademischen Kontexten verortet? Wohin führt der Weg einer Promotion in den Gender Studies? Die AG will dabei an die frühere Initiative „Institutionelle Zukunft und Nachwuchs“ anknüpfen und führt den dort formulierten Gedanken des „Sowohl-als-auch“ in dem Sinn fort, dass Geschlechterstudien sich sowohl als Fach wie auch als disziplinäre Geschlechterforschung zunehmend realisieren und stabilisieren. Als Absolvent_innen bzw. Berufseinsteiger_innen erleben wir das bekannte Dilemma in der defizitären Beschreibung unserer Profession als zu oberflächlich, zu ungenau, zu unspezifisch. Die AG zielt vor diesem Hintergrund

auf die Entwicklung und Stärkung eines Selbstbewusstseins als Geschlechterforscher_innen. Einen zentralen Aspekt sehen wir darin, dass die Fähigkeit zu Ambivalenz und das Bewegen ‚dazwischen‘ kausal mit inter- und transdisziplinären Perspektiven verbunden sind und dass dies Kompetenz und Vermögen bedeutet, die als solche betont und beworben werden können. Disziplinäre Offenheit und fachliche Beweglichkeit zeichnen die Gender Studies aus und qualifizieren für eine Wissenschafts- und Forschungskultur, die jeweils situierte und positionierte Perspektiven beschreiben und anbieten kann. Dieses Profil möchten wir sichtbar machen und schärfen.

Die AG versteht ihr Anliegen als Beitrag zu einer notwendigen Diskussion in den Geschlechterstudien und ist insofern personell wie thematisch in der Fachgesellschaft verwurzelt. Die AG soll insbesondere Absolvent_innen der Gender Studies und anderen Geschlechterforscher_innen Raum für Austausch und Vernetzung zu Nachwuchsthemen bieten. Als Arbeitsformen sind neben regelmäßigen Treffen und einzelnen Schwerpunktveranstaltungen auch virtuelle Räume für Austausch, die in den Netzauftritt der Fachgesellschaft eingebunden sein sollten, geplant. Die AG will sich zukünftig zweimal im Jahr an verschiedenen Orten in Deutschland treffen. Das nächste Treffen wird im Herbst an der Ruhr-Universität Bochum stattfinden. Alle Interessierten sind herzlich willkommen. Weitere Informationen bei: Maximiliane Brand, Ruhr-Universität Bochum (maximiliane.brand@rub.de) und Lisa Krall, Universität zu Köln (lkrall@uni-koeln.de).

Bewerbungsphase für den M.A. Gender Studies beginnt in Kürze

Obwohl der Frühling und die warme Jahreszeit nun endlich anbrechen, freut sich der Masterstudiengang „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ bereits auf das Wintersemester: Auf die Begrüßung der neuen Studierenden, die ihr Studium an der Universität Bielefeld aufnehmen.

Der viersemestrige Masterstudiengang „Gender Studies - Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“, der seit dem Wintersemester 2007/08 an der Universität Bielefeld angeboten wird, bündelt und vernetzt die langjährigen und vielfältigen Aktivitäten im Bereich der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld. Er zentriert sich um die drei thematische Schwerpunkte „Sozialisation und Bildung“, „Arbeit und gesellschaftliche Transformationen“ und „Körper und Gesundheit“ und beinhaltet die Möglichkeit einer disziplinären Profilbildung. Diese Verknüpfung von breit gefasstem Gender-Wissen mit fachspezifischen Wissensinhalten zeichnet den MA Gender Studies an der Universität Bielefeld besonders aus.

Der Bewerbungszeitraum für die Studienplätze beginnt am 01.06.2015 und endet am 15.07.2015. Das Verfahren läuft über das Online-Bewerbungsportal der Uni Bielefeld. Für Fragen und Beratungswünsche zum Studiengang stehen die Studiengangskoordinatorin Frauke Grenz und bei Fragen zum Bewerbungsverfahren die wissenschaftliche Mitarbeiterin Susanne Richter gerne bereit: frauke.grenz@uni-bielefeld.de und susanne.richter@uni-bielefeld.de